

# KORRESPONDENZ

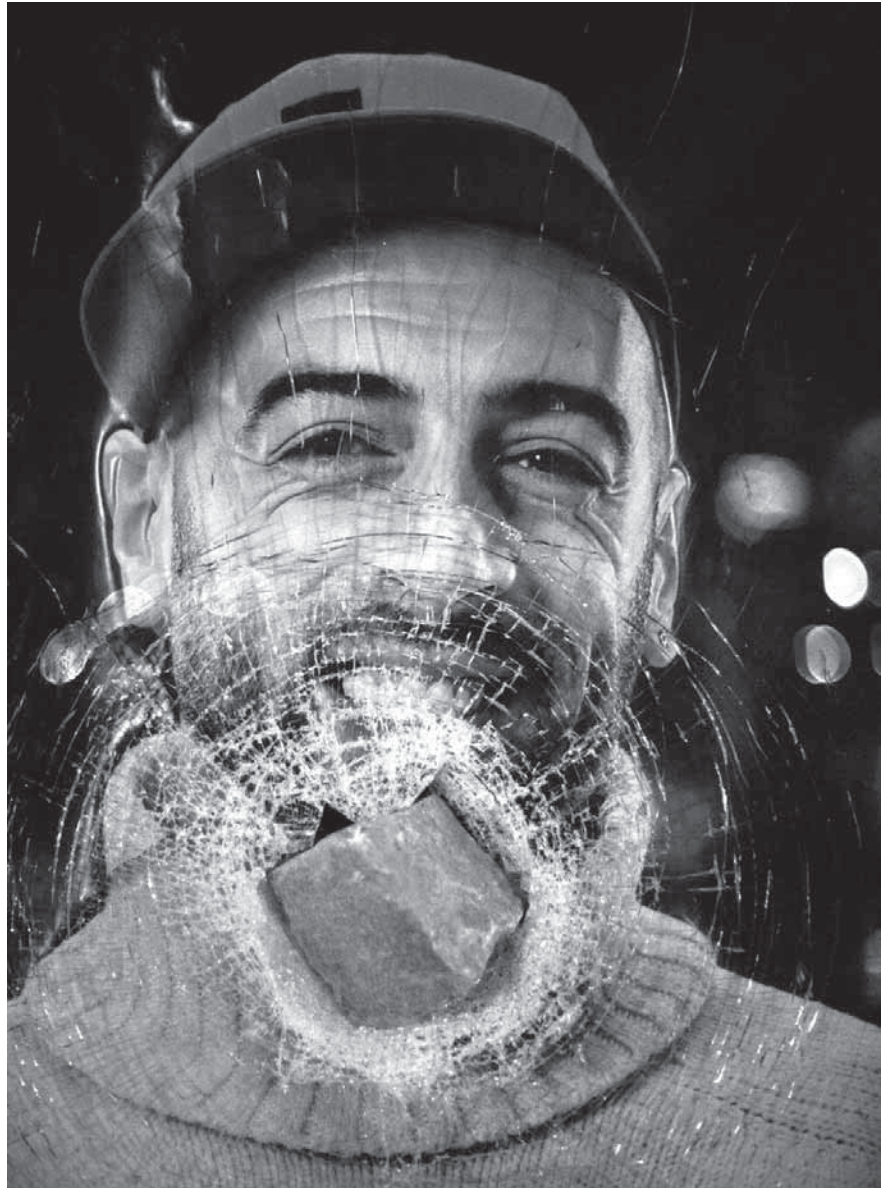
1317

BERICHTE  
MEINUNGEN  
DOKUMENTE



25. Februar 2012

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12,-3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: [georgaescht@arcord.de](mailto:georgaescht@arcord.de) · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: [www.westkreuz.de](http://www.westkreuz.de)

## INHALT

*Karlheinz Lau*

### **Der Große oder nur der Zweite?**

Friedrich und sein Preußen im Widerstreit der Meinungen 3

*Dieter Göllner*

### **Schlesiens preußische Wende**

Die Provinz als Experimentierfeld Friedrichs des Großen 6

*Filip Florian*

### **Ball der Mafiosi**

Ein rumänischer Schriftsteller schildert die Lage seines Landes 8

*Martin Schmidt*

### **Kulturhauptstadt ist zunächst eine Behauptung**

Marburg an der Drau / Maribor tritt den Beweis an 10

### **Verstehen Sie Schlesien?**

„Wege und Wandlungen“ der Woiwodschaft 15

*Jörg Bernhard Bilke*

### **Dreimal im Monat ein Erfolgserlebnis**

Wie ich zum ostdeutschen Kulturrat kam 16

### **Bücher, Medien, Veranstaltungen**

Pöcking, Ostpreussen (*Norbert Matern*) 18

Rilke, Briefe (*Ulrich Schmidt*) 19

Tichy, Ungarndeutsche in den Medien (*Edith Ottschofski*) 21

Spiegelungen 21

### **Literatur und Kunst**

*Klaus Weigelt*

### **Reise in eine Welt, die es nicht mehr gibt**

Oder doch? Auf der Suche im winterlichen Masuren 23

*Hans-Gerd Warmann*

### **Auch Statuen haben ihre Schicksale**

Wie Schadows Marmorstandbild Friedrichs des Großen 27

### **Bleibende „Unterbrechung zwischen Nichts und Nichts“**

Die 350 Gedichte der Wislawa Szymborska 29

*Dietmar Scholz*

### **Sich mit nichts ab-, sondern Worte dafür finden**

Wolfgang Schwarz hat es ein Leben lang versucht 30

**KK-Notizbuch** 31

*Historischer Surrealismus: Die Vergangenheit sitzt im Stein, die Zukunft in den Augen des Fotografen, er versucht weiter zu lächeln:*

*Mircea Struteanu hat das beunruhigte Rumänien und sich selbst ins Bild gesetzt* Bilder, auch Seite 9: Mircea Struteanu

## Der Große oder nur der Zweite?

Friedrich und sein Preußen im Widerstreit der Meinungen zwischen Identifikation, Negation und Projektion

Der Staat Preußen wurde am 25. Februar 1947 durch das Gesetz Nr. 46 des Alliierten Kontrollrates der Siegermächte aufgelöst. Die offizielle Begründung lautete, daß der Staat Preußen „seit jeher der Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland“ war. Es blieb den deutschen Kommunisten in der Sowjetisch Besetzten Zone vorbehalten, diese Sichtweise der Alliierten ideologisch zu untermauern: In Preußen waren die feudalen Großgrundbesitzer und die Junkerkaste schon immer Vertreter des Militarismus und Chauvinismus. Diese These war dann die Begründung für die radikalen Umwälzungen zumal in den ländlichen Eigentumsverhältnissen in Mitteldeutschland.

Zwar wurde Preußen als Staat ausgelöscht, aber seine Geschichte und Überlieferung und vor allem die Erinnerung an seine großen Herrscherpersönlichkeiten wie den Großen

Kurfürsten, den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und natürlich seinen Sohn Friedrich den Großen blieben bei vielen Menschen nach 1945 bzw. 1947 erhalten. Und auch mit den vielgenannten preußischen Tugenden wie Ordnung, Fleiß, Pünktlichkeit, Sparsamkeit, Disziplin und Selbstbeschränkung konnten und können sich viele identifizieren. Ist es vermessen, festzustellen, daß gerade diese Eigenschaften eine Grundlage waren für den schnellen Wiederaufbau unseres Landes nach den Kriegszerstörungen – im Osten unter schwierigeren Bedingungen als im Westen ?

Auch für die beiden deutschen Staaten nach 1949 war das Thema Preußen kein Tabu. Das offizielle Geschichtsbild der radikalen deutschen Kommunisten wurde bereits seit den fünfziger Jahren abgelöst durch die russisch-preußisch/deutsche Freundschaft in

*„Träger des Militarismus und der Reaktion“ oder Vorreiter des Fortschritts?  
Die Frage ist kein Kinderspiel*

Bilder: Oberschlesisches Landesmuseum



Erinnerung an die Befreiungskriege gegen Napoleon 1813, das DDR-Fernsehen produzierte Serien über Scharnhorst und Clausewitz, schließlich erschien 1979 das bahnbrechende Buch „Friedrich II. von Preußen“ von Ingrid Mittenzwei.

Höhepunkt wurde dann die Wiederaufstellung des berühmten Reiterdenkmals Friedrichs des Großen von Christian Daniel Rauch in Berlin Unter den Linden. Die Blickrichtung des Königs geht nach Osten, und es gab allen Ernstes besorgte Stimmen in Polen, die ein Wiederaufleben des „Dranges nach Osten“ befürchteten. Ohnehin war der sozialistische Bruderstaat DDR nicht beliebt beim östlichen Nachbarn, die „Brüder“ wurden auch die „roten Preußen“ genannt. Hinter der Wendung zu einer differenzierteren Sicht auf Preußen einschließlich der Person Friedrichs des Großen steckte ohne Zweifel die Absicht, eine Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Staat DDR zu erreichen.

Für die Bundesrepublik Deutschland vor 1989 ist die Preußenausstellung 1981 in Berlin zu nennen, die vermittels Präsentationen in allen West-Berliner Bezirken mit den Besuchern einen umfangreichen Dialog über viele Facetten Preußens führen wollte.

Im vereinigten Deutschland folgte dann 2001 in Berlin und in Brandenburg die große Preußenausstellung aus Anlaß des 300. Jahrestages der Krönung des Kurfürsten Friedrich zum König in Preußen in Königsberg/Ostpreußen. Auf einmal entdeckten nicht wenige Deutsche, daß Ostpreußen einst zu Deutschland gehört hat. Es war bekanntlich der Beginn der Hohenzollernschen Monarchie, die 1918 am Ende des Ersten Weltkrieges abdanken mußte. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß Friedrich der Große in allen großen und kleinen Ausstellungen eine zentrale Rolle spielte.

Die Idee Preußen und die Erinnerung an seine großen Könige ist durchaus bei vielen Menschen gerade in Berlin und Brandenburg lebendig. Ich denke an Traditionsvereine der preußischen Armee, etwa die Langen Kerls

in Potsdam, an Geschichtsvereine, die sich z. B. mit der Teilnahme von Vertretern des preußischen Adels am 20. Juli 1944 beschäftigen, oder die Preußische Gesellschaft Berlin-Brandenburg mit ihren schon traditionellen Neujahrsempfängen im Hilton am Gendarmenmarkt. Diese Gesellschaft fordert nach wie vor die Bildung eines Bundeslandes Preußen.

Zieht man ein Resümee über die Projektion Preußens und seiner berühmten Herrscher, kann festgestellt werden, daß das Bild nicht mehr durch Militarismus, Drill, Kadavergehorsam geprägt ist, sondern durch die berühmten Tugenden, die funktionierende Verwaltung, die Leistungen wie die Trockenlegung des Oderbruches und des Warthe- und Netzebruches. Es fällt aber auch auf, daß viele Menschen in Deutschland nicht wissen, daß die meisten Gebiete des preußischen Staates heute nicht mehr im Hoheitsgebiet Deutschlands liegen, sondern in Polen und in Rußland.

Auch die Person Friedrichs des Großen liegt im Widerstreit der Beurteilungen: Aggressor und Rechtsbrecher oder erster Diener seines Staates, Aufklärer und Philosoph auf dem Königsthron. Deutlich kann das etwa an der unterschiedlichen Bezeichnung abgelesen werden: Friedrich II. oder Friedrich der Große.

Nun stehen wir 2012 vor einem weiteren Preußenjahr zumindest in Berlin und Brandenburg. Anlaß ist der 300. Geburtstag Friedrichs des Großen am 24. Januar. In der ganzen Region gibt es eine Fülle von Veranstaltungen über den König und seinen Staat – so besonders die zentrale Ausstellung „Friederisiko. Friedrich der Große“ ab dem 28. April im Neuen Palais im Park Sanssouci. Veranstalter ist die Stiftung Schlösser und Gärten Berlin Brandenburg. Aber auch die Kranzniederlegung der Preußischen Gesellschaft Berlin-Brandenburg am Grabe des Königs im Park Sanssouci an seinem Geburtstag muß genannt werden.

„Geschichtspolitisch“ bedeutsam war der



*Der Pulverdampf ist Geschichte, sollte aber das Geschichtsbild nicht vernebeln:  
Friedrich der Große vor Schweidnitz*

Festakt der Länder Brandenburg und Berlin am 24. Januar im Konzerthaus am Berliner Gendarmenmarkt. Es war eine prominente Runde mit dem Bundespräsidenten, den Regierungschefs Platzeck und Wowereit, dem Festredner Professor Christopher Clark. Er ist Australier, hat in Cambridge studiert und gilt gegenwärtig als bester Kenner der preußischen Geschichte. Man fragt sich, wo deutsche Historiker dieses Kapitel preußisch-deutscher Geschichte so kompetent bearbeiten? Zur Prominenz muß auch Georg Friedrich Prinz von Preußen, der Chef des Hauses Hohenzollern, gezählt werden, gewissermaßen eine Verneigung der republikanischen Staatsmänner vor der Familie des großen Königs.

Der Rahmen war feierlich, die Herren durchweg im dunklen Zwirn, Jeans wurden nicht gesichtet, die Staatskapelle Berlin intonierte Werke von Graun und seiner Majestät höchstselbst, und an der Stirnseite des Konzertsaaes blickte überlebensgroß der König milde auf das Publikum. Wurde dieser Festakt nun zu dem geschichtspolitischen Ereignis, das das Bild von Friedrich II. neu

zeichnete, wobei es – wie in der Vergangenheit – zur Ikone geriet, oder sollte es als „Steinbruch“ für eine offizielle oder amtliche Geschichtsauffassung herhalten wie im Kaiserreich, im Nationalsozialismus, aber auch in der DDR, oder aber sollte Friedrich als der unbarmherzige Aggressor und Eroberer dargestellt werden? Nichts von alledem, es gab keinen Deutungsstreit, weder bei den Politikern noch bei Christopher Clark. Vielmehr herrschte ein breiter Konsens über die Notwendigkeit, die Taten und Leistungen Friedrichs differenziert in allen Facetten darzustellen: die Überlegungen des aufgeklärten Philosophen über die Pflichten eines Königs, seine Initiative zur Schaffung einer Rechtsordnung, die berühmten Tugenden, der Aggressor, Militarist und Eroberer, Literat und Musikfreund, seine Vorstellungen von Toleranz, seine Leistungen um den Ausbau des Landes wie die Trockenlegung des Oderbruches.

In jedem Fall war der König eine Ausnahmeerscheinung, die einer ganzen Epoche ihren Stempel aufdrückte. In vielen Punkten kann er Vorbild sein, in anderen Bereichen – z. B.

sei der Raubkrieg um Schlesien erinnert – ist er zu verurteilen. Jede Generation zeichnet sich ein Bild der friderizianischen Epoche mit den Leistungen des Königs, und der einzelne Betrachter muß ausloten, ob er für ihn Vorbild ist oder nicht, ob er ihn Friedrich den Großen oder Friedrich II. nennen will. Das wird auch in Zukunft so bleiben.

Unbestritten wird 2012 zumindest in Berlin und Brandenburg ein Preußen- bzw. Friedrichsjahr. Davon zeugen die zahlreichen Veranstaltungen und Ausstellungen in allen Landesteilen, aber auch die Fülle von neu erschienenen Büchern und DVDs zum Thema. Es wird scheinbar vorausgesetzt, daß der Monarch eine ungebrochene Strahlkraft in der Bevölkerung besitzt. Man sollte sich nicht täuschen, die Unkenntnis über den König und seine Zeit, aber auch über Preußen, ist erheblich und nicht ohne weiteres zu beheben. Hier sind Schulen und Hochschulen gefordert, aber auch die Anstrengungen

der Zivilgesellschaft für ein unverkrampftes Verhältnis zur eigenen Geschichte.

Wie bereits angemerkt, wurde auch in den Beiträgen dieses Festaktes kein Wort darüber verloren, daß der größte Teil der einst preußischen Territorien heute nicht mehr zu Deutschland gehört, auch der östliche Teil der Mark Brandenburg. Friedrich ist also auch Teil der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Ein polnischer Beitrag zu dieser Veranstaltung wäre sicher spannend gewesen. Als Fazit wird festgehalten, daß diese Veranstaltung sowie die große Zahl an Vorträgen, Ausstellungen, Filmen, Diskussionen zum Thema Friedrich dazu beitragen, das Wissen um diese Epoche der deutschen/preußischen Geschichte bei mehr Menschen als bisher zu verbreiten und möglicherweise das Bewußtsein zu schärfen, daß die deutsche Geschichte nicht erst 1933 oder 1945 begonnen hat.

*Karlheinz Lau (KK)*

## **Schlesiens preußische Wende**

### Die Provinz als Experimentierfeld Friedrichs des Großen

Anläßlich des 300. Geburtstages von Friedrich II. finden bundesweit verschiedene Ausstellungen und Gedenkveranstaltungen statt. Auch im nordrhein-westfälischen Ratingen-Hösel ist seit Ende Januar unter dem Titel „300 x Friedrich. Preußens großer König und Schlesien“ eine großangelegte Sonderausstellung zu besichtigen. Am Eröffnungstag wohnten rund 500 Besucher, darunter zahlreiche Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, dem musikalisch umrahmten Programm im Oberschlesischen Landesmuseum (OSLM) bei.

Bei einem Rundgang durch die über 500 Quadratmeter große Jubiläumsausstellung können die Betrachter Höhepunkte aus dem Leben und Wirken des preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786) anhand von etwa

500 auserwählten Exponaten kennenlernen. Die Persönlichkeit des deutschen Monarchen, der mit dem Beinamen „der Große“ in die Geschichte einging, ist bis heute vielfach umstritten. Die publikumswirksame Präsentation greift Aspekte wie Kunst und Kultur beziehungsweise Militär und Kriege auf, die nach wie vor das Andenken an den „Alten Fritz“ weitgehend prägen.

Das OSLM nimmt Friedrichs 300. Geburtstag zum Anlaß für eine neue Betrachtung und legt den Schwerpunkt auf das Experimentierfeld Schlesien. So ist die Schau insbesondere auf die Herausstellung der ostdeutschen Bezüge sowie auf die Rolle Schlesiens fokussiert. Erörtert werden Fragen wie etwa: „Was machte das Herzogtum Schlesien für Preußen so interessant?“, „Wie

funktionierte Friedrichs merkantilistische Wirtschaftspolitik?“ oder „Auf welche Weise konnten die Schlesier für den neuen Staat gewonnen werden?“

Ausgestellt sind neben Exponaten aus haus-eigenen Beständen auch zahlreiche Leihgaben von deutschen und polnischen Institutionen. Das Geheime Staatsarchiv und die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz Berlin, das Herder-Institut Marburg, die Stiftung Preußen-Museum Wesel, die Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek Herne, das Schloßmuseum Pleß, das Museum des Glatzer Landes, das Oberschlesische Museum Beuthen und die Universitätsbibliothek Breslau sind einige der namhaften Leihgeber.

Text- und Bildtafeln, aber auch zahlreiche seltene Dokumente, Bücher, Malereien, Landkarten, Waffen, Münzen, Skulpturen und

*Der Mantel im Wind der Geschichte: Replik des Standbildes von Johann Gottfried Schadow (vgl. S. 27)* Bild: der Autor



Porzellanobjekte dokumentieren sowohl die Zeit, als das Herzogtum Schlesien südlich der Mark Brandenburg unter habsburgischer Oberhoheit stand, wie auch die Kriege und die darauffolgende Neuorientierung Schlesiens in preußischem Sinne. Seine Erbansprüche machte der junge preußische König bereits im Jahre seiner Thronbesteigung 1740 militärisch geltend und führte insgesamt drei Schlesische Kriege. Durch den Frieden von Hubertusburg 1763 wurde der größte Teil Schlesiens vertraglich Preußen zugesprochen, so daß Friedrich II. bis zu seinem Tode im Jahr 1786 nahezu ein Vierteljahrhundert für den Neuaufbau und die Neuausrichtung der Provinz Zeit hatte. Darüber hinaus wird die authentische Persönlichkeit des preußischen Königs und sein Wirken unter zwei Gesichtspunkten herausgestellt: zum einen durch Zeitzzeugnisse, zum anderen durch seine spätere Inszenierung. Miniaturen, Plaketten und kleine Güsse von Denkmälern des Königs sind ebenso zu sehen wie eine umfangreiche Auswahl von Friedrich-Publikationen. Einige der vielen Mythen rund um Friedrich II. finden auch Erwähnung, selbst wenn viele davon eigentlich weit entfernt sind von der historischen Figur.

Zu den herausragenden Exponaten in der Rater Ausstellung gehört die österreichische Ratifikationsurkunde des Friedens von Hubertusburg 1763 mit einem gebundenen Konvolut von zeitgenössischen Kleinschriften aus Breslau. Sie zeigen die Feste und Dankesbekundungen in der schlesischen Metropole, die durch den Frieden unmittelbar profitiert hat. Zu sehen ist auch eine Illustration zur Verkündung des Friedens an die Bürgerschaft durch den Dichter Gotthold Ephraim Lessing, in Form einer späteren Darstellung aus dem 19. Jahrhunderts. Lessing war damals als Sekretär des Breslauer Kommandanten Tauentzien tätig.

Die historische Figur des Monarchen wird durch zahlreiche Porträts, Büsten und Statuetten aus verschiedenen Epochen beleuchtet. Die meisten der heute bekannten

Gemälde sind keine zeitgenössischen Darstellungen. Der Preußenkönig soll während seiner Regierungszeit nachweislich nur einmal dem Künstler Johann Georg Ziesenis Modell gestanden haben. In Ratingen sind die Malereien als Original bzw. als Reproduktion ausgestellt. Dem in Schlesien geborenen Maler Adolph Menzel, der vor allem durch seine historisierenden Darstellungen aus dem Leben Friedrichs des Großen bekannt geworden ist, wird eine eigene Abteilung gewidmet.

OSLM-Direktor und Ausstellungskurator Dr. Stephan Kaiser betonte: „300 x Friedrich bietet viele neue Gestaltungsräume und Möglichkeiten der Annäherung an Friedrich den Großen, vom Generationenkonflikt bis

hin zu Preußens Lage in Ost und West. Viele Fragen verbinden sich mit der Person Friedrichs II. So mag die Ausstellung dazu anregen, selbst zu werten, inwieweit seine Taten und publizierte Propaganda Programm einer großen Selbstinszenierung gewesen sind.“ Dr. Kaiser zeigte auch Verbindungen zwischen dem Rheinland und Friedrich II. auf und erwähnte u. a., daß die erste Begegnung des Preußenkönigs und des französischen Philosophen Voltaire auf Schloß Moyland stattgefunden hat.

Die „300 x Friedrich“-Ausstellung ist im Oberschlesischen Landesmuseum von Ratingen-Hösel bis zu 16. September geöffnet.

Dieter Göllner (KK)

## Ball der Mafiosi

Ein rumänischer Schriftsteller schildert die Lage seines Landes unter bewußtem Verzicht auf Differenzierungen

*Krisen auf allen Märkten der Macht, des Geldes und der Eitelkeiten sind Hochzeiten auf den Medienmärkten, es gibt Herden von Säuen, die Tag für Tag durchs Dorf getrieben werden können. Darüber vergißt man dieses und seine Bewohner. Rumänien war vollends in den – selbstproduzierten – Dünsten versunken, bis Anfang Februar die Regierung abdankte. Da gab es ein paar Nachrichten und ein paar Hoffnungen, es kann ja schließlich nur besser werden. Dem widerspricht hier der Bukarester Schriftsteller Filip Florian mit einer Vehemenz, die er vom Bukarester Universitätsplatz mitbringt. Der Text wurde vor dem Regierungswechsel geschrieben, der Autor hält unbeirrt an ihm fest.*

In all den 22 Jahren, seit Ceausescu und der Kommunismus begraben worden sind, war die Lage der Dinge in Rumänien noch nie dermaßen empörend und verzweifelt. Ein üppig ausgebautes Blendwerk soll den Eindruck erwecken, als funktionierte die Demokratie, als entsprächen die Gesetze und die staatlichen Behörden den europäischen Maßgaben, dabei verbirgt sich hinter dieser Staffage, den buntbemalten Kulissen, den teuren Anzügen und der dick aufgetragenen

Schminke, eine bedrückend finstere und von Tag zu Tag schwerer zu ertragende Wirklichkeit. Der Schöpfer der gewaltigen Farce ist ohne Wenn und Aber Präsident Traian Basescu, der nach und nach die ganze Macht im Staat an sich gerissen, seine Befugnisse und Rechte weit übertreten hat und mit immer härterer Gangart das Muster einer östlichen Neo-Diktatur anstrebt, welches westliche Politiker täuschen mag, für die Rumänen jedoch grausame Belastungen bedeu-



*Was auf dem Plakat steht, begreift man auch ohne Kenntnis des Rumänischen.*

*Die Gestalten im Hintergrund verfügen mutmaßlich über solche, aber das hilft jetzt niemandem*

Bild: Mircea Struteanu



tet. Vermittels seiner eigenen Demokratisch-Liberalen Partei (PDL) hat Basescu nicht nur die Regierung und das Parlament im Griff, er beherrscht auch die Justiz, die Armee, die Geheimdienste, unzählige Bürgermeisterämter, die öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten, die Einrichtungen zur Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität, die Wahlkommissionen sowie einen Großteil der unabhängigen Presse durch Druck, Drohungen und getarnte Bestechung. Fassungslos findet man sich in einer Situation wieder, in der selbst Direktoren von Schulen, Krankenhäusern, Theatern und Museen Mitglieder der PDL sein oder ihr zumindest nahestehen müssen.

In einem Land, in dem autoritäre Verlockungen, Gruppeninteressen und Übergriffe in der Tradition verankert und schon so manchem Politiker als erstrebenswert und praktikabel erschienen sind, hat Traian Basescu ein System mafiosen Typs, ein Paradies der Korruption und der schmutzigen Geschäfte bis zur Vollkommenheit ausgestaltet.

Die europäischen Hilfgelder werden nach Strich und Faden zweckentfremdet, Vetternwirtschaft und Schiebung, Erpressung und Bestechung sind zu Grundregeln des Geschäftslebens geworden, das Geld der öf-

fentlichen Hand wird unter der Hand vergeben und die öffentlichen Ausschreibungen sind lediglich vorgetäuscht, ob es nun um neue Autobahnabschnitte geht oder um die Stiefmütterchen, die im Frühling in den Parks gepflanzt werden.

Ein Detail mag diese wie in einem lateinamerikanischen Roman anmutende Atmosphäre noch greifbarer machen: Unter allen Ministern verfügt über den größten Haushalt Elena Udrea, zuständig für den Geschäftsbereich Regionalentwicklung und Favoritin des Präsidenten Basescu, letzteres weit über die Grenzen der Politik und des Anstands hinaus. So steht denn im heutigen Rumänien alles zum Verkauf: Lizenzen, Gerichtsurteile, Zollpapiere, Hochschulabschlüsse, Gewerbescheine, Grundstücke und Seelen. Zumindest einstweilen kann jeder, der in der Familie PDL Aufnahme findet und dem Paten die Hand küßt, nur gewinnen.

Die Unverfrorenheit, mit der die Führer der PDL sich an öffentlichen Geldern gütlich tun, ihre verschworene Gemeinschaft und die Bewerkstelligung der Gesetzesverstöße nach allen Regeln der Kunst entsprechen Mafia-Rezepturen. Hinzu kommt die Art der Verteidigung in schwierigen Momenten,

wenn der eine oder andere in Bredouille gerät. Dann bildet die gesamte Partei einen Schutzwall um den Betroffenen und versucht, ihn mit weißer Weste rauszuhauen, selbst wenn die Schurkenstücke offen zu Tage liegen. So geschehen beispielsweise im Fall der Skandale, in welche die Minister Ritzki und Botis verwickelt waren und bei denen es um flagrante Untreue ging, aber zu keinerlei strafrechtlichem Ergebnis kam.

Damit nicht genug: Traian Basescu und seine Lieutenants begegnen der tiefsten Wirtschaftskrise, da der Wind durch die Taschen der Leute pfeift und der Winter mehr Jammer gebracht hat als Schnee, mit nichts als höhnischem Grinsen und hohlem Gerede, sie versuchen sich in illusionistischen Kunststückchen, mit denen sie das rumänische Jammertal als Oase der Ruhe und des Wohlstands vorzugaukeln trachten. Doch die Rumänen, so sehr sie den Zirkus auch mögen, lassen sich nichts mehr vormachen. Radikale Maßnahmen haben sie zwar hinge-

nommen (die Kürzung der Gehälter und Pensionen um 25 Prozent oder die Erhöhung der Umsatzsteuer um fünf Prozent), aber niemand mehr duldet die Prasserei der Mächtigen, ihr verächtliches Gehabe und die Gaunerei, die zur Staatspolitik erhoben worden ist.

Irgendwann hat Basescu eine Journalistin als „stinkende Zigeunerin“ apostrophiert. Jetzt wollen ihn, Meinungsumfragen zufolge, 92 Prozent der Rumänen nicht mehr als Präsidenten. Bei den Protestkundgebungen, die das Land um die Januarmitte erfaßt haben, gibt es einen Spruch, der den Zustand auf den Punkt bringt: „Va rugam sa ne scuzati. / Nu producem cît furati!“ (Wir bitten um Entschuldigung. Wir produzieren nicht so viel, wie ihr klaut!)

*Filip Florian (KK)*

*In deutscher Sprache ist Filip Florians Roman „Kleine Finger“ 2008 bei Suhrkamp erschienen.*

## **Kulturhauptstadt ist zunächst eine Behauptung**

Marburg an der Drau / Maribor in Slowenien tritt in diesem Jahr den Beweis an, daß sie stimmt

Europäische Kulturhauptstadt zu sein bringt kurzfristig internationale Aufmerksamkeit mit sich, auf längere Sicht auch touristische und mitunter wirtschaftliche Vorteile. Doch es hat seinen Preis, nicht nur hinsichtlich der erforderlichen Investitionen, sondern ebenso in Gestalt organisatorischer Probleme mit daraus resultierenden, teils heftigen lokalpolitischen Reibereien. Im schlimmsten Fall blamieren sich die Verantwortlichen nicht nur gegenüber der örtlichen Bevölkerung, sondern ebenso in der interessierten europäischen Öffentlichkeit.

Vor allem die seit dem Umbruch von 1989 gekürzten ostmitteleuropäischen Kulturhauptstädte warteten regelmäßig mit Ne-

gativschlagzeilen über Planungsfehler, Korruption und unfähige kommunale Seilschaften auf. Während sich Hermannstadt/Sibiu 2007 mit Anstand aus der Affäre zog und auf überfällige Geldzuweisungen aus Bukarest noch rechtzeitig verzichtete, um die Planung allein in die Hand zu nehmen (die Finanzhilfen aus der Hauptstadt kamen irgendwann doch), hinterließen beispielsweise Fünfkirchen/Pécs (2009) und Reval/Tallin (2011) alles andere als einen perfekten Eindruck. Zumindest bis weit ins Kulturhauptstadtjahr hinein paßte vieles unter die Überschrift „Pleiten, Pech und Pannen“. Danach machte die in Zeiten sozialistischer Planwirtschaft gelernte Improvisationskunst

der Bewohner und der in Jahrhunderten gewachsene architektonische Reiz dieser kulturgesättigten Städte etliche Organisationsmängel wett. Zum Schluß hieß es in der Regel: „Ende gut, alles gut!“

Auf ein halbwegs erfreuliches Fazit hofft man nun auch in Marburg an der Drau/Maribor, der mit 117 000 Einwohnern zweitgrößten Stadt Sloweniens. Diese trägt seit der offiziellen Eröffnung am 14. Januar gemeinsam mit dem portugiesischen Gilmaraes den Ehrentitel. Im Verbund mit den ostslowenischen Kommunen Pettau/Ptuj, Novo mesto, Murska Sobota, Velenje und Slovenj Gradec hatte man sich in einem engagiert geführten nationalen Vorentscheid sogar gegen die ansonsten alles dominierende Hauptstadt Laibach/Ljubljana durchgesetzt. Endlich, so schien es, würde es eine erkennbare Stärkung der unterentwickelten östlichen Landesteile und der Provinzmetropole Marburg geben. Denn während Laibach nach dem Untergang des Sowjetimperiums zu einem schmucken Kultur- und Verwaltungszentrum herausgeputzt wurde und in dem im äußersten Südwesten gelegenen slowenischen Zipfel Istriens der Tourismus die Kassen füllt, glaubt sich der Osten

vernachlässigt und sieht sich schmerzhaften Strukturreformen ausgesetzt.

Letztere treffen den traditionellen Gewerbe- und Industriestandort Marburg, der sechs Jahrhunderte lang als Teil des Herzogtums Steiermark zu Österreich gehörte, besonders schwer. Die Entwicklung der Stadt an der Drau hatte sich mit der Eröffnung der Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Triest im Jahre 1846 rasant beschleunigt. Mindestens bis zum Ende der Donaumonarchie blieb der aus der frühmittelalterlichen „Marchpurg“ hervorgegangene urbane Mittelpunkt der sogenannten Untersteiermark (slowenisch Stajerska) ökonomisch bedeutsam. Noch in den Jahren der Zugehörigkeit zum Großdeutschen Reich während des Zweiten Weltkrieges siedelten sich dort die Flugmotorenwerke Ostmark an, ein umfangreicher Zweigbetrieb der Junkers- und später der Daimler-Benz-Werke, der ansonsten nur noch in Wiener Neudorf, dem mährischen Brunn sowie zuletzt im slowakischen Dubnitz an der Waag fertigte. Auch vor diesem Hintergrund kam es zu schweren Bombardements der Westalliierten, deren Zerstörungen im Stadtbild sich bis heute erkennen lassen.



*Das M an der Laterne steht nicht für Marburg an der Drau / Maribor, die Fassaden seligen k. u. k. Angedenkens sehr wohl  
Bilder: der Autor*

Nach 1945 ging mit der sozialistischen Planwirtschaft die Entwicklung zum Zentrum der jugoslawischen Schwerindustrie einher. Zahlreiche Arbeitskräfte aus Kroatien, Serbien, Bosnien und Mazedonien kamen hierher und machten Marburg zu einem multi-kulturellen „Schmelztiegel“. Nach 1991 gingen die alten jugoslawischen Absatzmärkte weitgehend verloren, die international nicht mehr konkurrenzfähigen Fabriken mußten reihenweise schließen. 16 000 Menschen sind mittlerweile arbeitslos, Tendenz steigend. Die seit der slowenischen Unabhängigkeitserklärung gegründeten rund 3000 Kleinunternehmen mit jeweils nur einigen wenigen Angestellten vermochten das Heer der Entlassenen nicht aufzufangen. Das mittlere Einkommen der einst eher privilegierten Marburger beläuft sich heute bloß noch auf 75 Prozent des Landesdurchschnitts.

Manche wandern ab, andere flüchten in Jugostalgie oder suchen im Stadion der Spitzenfußballer des NK Maribor nach kollektiver Identität, wieder andere widmen sich der jahrzehntelang unterdrückten religiösen Sinnsuche und strömen an den Sonntagen in die gut besuchten Gotteshäuser. Viele sind aber auch einfach nur stolz auf „ihr Maribor und ihr Steirertum“, von dem ein Dialekt zeugt, der in anderen Landesteilen Sloweniens leicht erkannt wird und den ungeliebten Hauptstädtern immer wieder als Aufhänger für Neckereien über die „Provinzler“ im Osten dient. Nicht zuletzt ist da noch die Universität, die mit über 26 000 Studenten die zweitgrößte der Republik ist, sowie der Tourismus mit zuletzt 1,5 Millionen Tagesgästen pro Jahr.

Um der stetigen Abwanderung speziell jüngerer, häufig studierter Arbeitskräfte entgegenzuwirken, braucht es dringend neue Hoffnung und so etwas wie Aufbruchsstimmung. Dies erkannten nicht nur frühe Kulturhauptstadtaktivisten wie Vladimir Gogo, der Organisator des weithin bekannten Lent-Musikfestivals, sondern auch aktuell mit der Vorbereitung bedachte Personen wie Suzana Zilic Fiser, Generaldirektorin der

„Öffentlichen Institution Maribor 2012“, und Vize-Bürgermeister Janez Ujčič. Letzterer proklamiert als Hauptziel die Schaffung eines „neuen Selbstbewußtseins“. Entsprechend lautet das Motto des Festjahres: „Turning Point“, „Wendepunkt“.

In der Theorie klingt das gut, doch die praktische Umsetzung läßt zu wünschen übrig. Das beginnt schon mit dem viel zu kurzen Planungsvorlauf und setzt sich in konzeptionellen Meinungsverschiedenheiten und Eifersüchteleien der sechs beteiligten Kommunen fort. Die ersten Pläne für eine Bewerbung als Europäische Kulturhauptstadt reichen bis in die Jahre 2004/05 zurück. Doch selbst nachdem 2009 in Brüssel die offizielle Kür erfolgt war, brauchte es in Marburg bis zum Frühjahr letzten Jahres, ehe die Organisationsstrukturen ihre (mutmaßlich) letzte Gestalt angenommen hatten und die Vorhaben des zentralen Planungsstabes im Viktringer Hof, dem aus dem frühen 13. Jahrhundert stammenden ältesten nicht sakralen Gebäude der Stadt, konkret wurden. Eigentlich bereitstehende EU-Gelder fließen gar nicht oder erst sehr spät, da man sie nicht rechtzeitig beantragt hat. Entsprechend soll das Kulturprogramm nur knapp 23 Millionen Euro kosten (zum Vergleich: Essen und das Ruhrgebiet wiesen 2011 ein Gesamtbudget von 63 Millionen Euro aus) und sich aus insgesamt 420 Veranstaltungen zusammensetzen.

Darüber hinaus gibt es längerfristige Infrastrukturvorhaben mit einem Umfang von 60 bis 70 Millionen Euro, die je zur Hälfte aus Brüssel und vom slowenischen Staat kommen sollen, sowie eine Reihe rein kommunaler Förderprojekte wie die Anlage von Kreisverkehren. Geplant ist unter anderem der Bau zweier zusätzlicher Fußgängerbrücken über die Drau, einer großen Kunstgalerie, eines Kulturzentrums in einer brachliegenden Fabrik, der Abschluß der Renovierungsarbeiten am sehenswerten Regionalmuseum im Schloß plus Eröffnung einer neuen Dauerausstellung, die Modernisierung der Kommunalbibliothek und die

*Das Etablissement sieht nachgerade aus, als sollten die Namensgeber gleich daraus hervorstürmen, erstarrt in realsozialistischer Reminiszenz*



Fertigstellung der ersten Jugendherberge der Stadt. Bei allen diesen Vorhaben sind die immer spärlicher fließenden Geldmittel das Kernproblem. Vizebürgermeister Tomaz Kancler weist eindringlich auf die Notwendigkeit eines Projektes hin, die Drau wieder präserter zu machen. Ende 2012 werden nach Aussage Kanclers noch „nicht viele der geplanten Gebäude dastehen, aber es wird die räumlichen Konzepte für die nächsten zehn bis zwanzig Jahre geben“. Manches ist aber auch schon fertig, wie das 2010 vollendete Marburger Puppentheater, das zu den größten Attraktionen zählt. Finanziert wird das Haus im wesentlichen von der Stadt Marburg, die damit dem im Vergleich zum westlichen Europa traditionell ungleich höheren Respekt der Slowenen für diese Theaterform gerecht wird.

Die bis heute in vielfacher Hinsicht fortwirkenden engen historischen Beziehungen der Untersteiermark zum jetzigen österreichischen Bundesland Steiermark und dessen Hauptstadt Graz finden sich in dem Programm erstaunlicherweise nur am Rande wieder. Das Verhältnis der Slowenen zu den deutschen/österreichischen Nachbarn ist

ein Kapitel für sich. Kaum irgendwo sonst in Europa sitzen antideutsche Ressentiments derart tief. In Marburg ist das nicht anders, obwohl der Ort schon kurz nach dem Erwerb der Stadtrechte 1254 in den Besitz der Habsburger übergegangen war (1282), die ihr ein jahrhundertlanges wirtschaftlich-kulturelles Wohlergehen mit etlichen Privilegien ermöglichten. Anfang des 20. Jahrhunderts lag der Anteil der Deutschösterreicher an der Marburger Bevölkerung bei 80 Prozent, während im ländlichen Umland die Slowenen klar in der Mehrheit waren. Der Erste Weltkrieg, die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan), setzte der langen Zugehörigkeit zu Österreich ein gewaltsames Ende. In der Folgezeit belasteten auf slowenischer Seite, verstärkt nach dem Zwischenspiel der Zugehörigkeit zum nationalsozialistischen Großdeutschen Reich, tatsächliche und bloß gefühlte Unterdrückung sowie Assimilationsängste, aber auch Minderwertigkeitsgefühle und Neid die Beziehungen zum nördlichen Nachbarvolk.

Hochgestellte Personen wie Mirjana Koren, die Direktorin des Regionalmuseums, können gut Deutsch, gebrauchen dies im Ge-

sprach mit deutschen Delegationen aber nicht, sondern lassen sich Fragen mit demonstrativer Geste ins Slowenische übersetzen. Die Exponate des im Schloß untergebrachten Museums sind slowenisch und englisch beschriftet, nicht jedoch deutsch. Kritische Hinweise darauf, daß in Marburg die mit Abstand größte Gruppe ausländischer Besucher augenscheinlich aus deutschsprachigen Ländern kommt, werden mit der üblichen Bevorzugung des Englischen als „universaler Sprache“ zurückgewiesen sowie mit der fragwürdigen These, von jenseits der Grenzen kämen „überwiegend italienische Besucher“ ins Museum. Immerhin würden alle begleitenden Schriften zu den für 2012 geplanten Sonderausstellungen unter Einbeziehung der deutschen Sprache verfaßt, entschuldigt sich die Direktorin.

Doch allen Widrigkeiten zum Trotz werden gerade im Jahr 2012 wieder viele Österreicher regelmäßig über die Grenze kommen, um in Marburg beispielsweise das größte slowenische Theater mit seinen vergleichsweise günstigen Eintrittspreisen zu besuchen oder im nahen Bacherngebirge (Pohorje) das wichtigste slowenische Skigebiet zu nutzen.

Wer auf deutschen Spuren durch die von Bombenkrieg, Wildwuchs, sozialistischen Bausünden und Verfall geprägte, stellenweise dennoch sehenswerte Innenstadt spaziert, wird in hohem Grade fündig. Man stößt auf architektonische Kostbarkeiten wie das Rokoko-Treppenhaus am Schloß mit seinen anmutigen Engeln, das von dem familiär in Württemberg verwurzelten Bildhauer Josef Straub geschaffen wurde, und auf Erinnerungen an die Dirigententätigkeit von Robert Stolz im Stadttheater. Es läßt sich aber auch auf den Spuren von Hugo Wolf, Eduard von Lannoy, Erzherzog Johann, den Dichtern Ottokar Kernstock und Ernst Goll oder der Schriftstellerin Anna Wittula durch Marburg wandeln.

Auch das am Drauufer gelegene „Haus der Alten Rebe“ mit dem laut Guinness-Buch der

Rekorde ältesten edlen Weinstock der Welt ist unbedingt einen Abstecher wert. Dies ist der Legende zufolge einer jener Rebstöcke, die vor über vier Jahrhunderten aus Freude über den Sieg gegen die türkische Fremdherrschaft gepflanzt wurden. In der Stadtmitte befindet sich außerdem der älteste Weinkeller Mitteleuropas.

Wer dem Kleinen Graz, wie Marburg zu habsburgischen Zeiten genannt wurde, einen Besuch abstattet, sollte dies unbedingt mit einem Ausflug nach Pettau/Ptuj verknüpfen, der ältesten Stadt Sloweniens und der architektonisch schönsten unter den sechs am Festjahr beteiligten Kommunen.

Hinsichtlich Marburgs verdient der Frühsommer gesteigerte Aufmerksamkeit, wenn das „Lent-Festival“ (in diesem Jahr vom 24. Juni bis zum 9. Juli) unbändiges musikalisches Leben in die noch immer eher vernachlässigten Altstadtgäßchen an der Drau bringt. Lohnend ist aber sicherlich auch der Spätsommer und Herbst, wenn der weithin bekannte untersteirische Wein geerntet wird (Marburger Wein wurde einst sogar an den Wiener Hof verkauft) oder wenn am 11. November rund 20 000 Besucher zum landesweit größten Martinsfest kommen.

Doch nicht nur gegen Ende des Jahres, wenn Herbstblätter und dunkler werdende Tage melancholische Stimmungen hervorrufen, gewinnen in Marburg an der Drau Zeilen wie jene von Ana-Marija Pusnik aus dem Gedicht „Suche mich“ (veröffentlicht im 7. Sammelband des Kulturvereins deutschsprachiger Frauen, „Brücken“, 2008) ihre tiefgründige Bedeutung:

*Suche mich  
wenn du die verstaubten  
Bücher  
der Erinnerung berührst  
Du findest mich  
zwischen den welken Blumen  
die zu gießen du vergessen hast*

*Martin Schmidt (KK)*

## Verstehen Sie Schlesien?

### „Wege und Wandlungen“ der Woiwodschaft

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und mit der Vertreibung des größten Teils seiner Bewohner schied Schlesien aus der deutschen Geschichte aus. Das Land teilte von nun an das Schicksal der polnischen Woiwodschaften und durchlebte mit ihnen die Epoche der Volksrepublik, den Freiheitskampf der Solidarnosc und den Aufbruch in die Demokratie und nach Europa seit 1989. Dennoch: Auch innerhalb des polnischen Staatsverbands ging Schlesien durchaus eigene Wege. Die jahrhundertelange historische Prägung wirkte weiter, während eine neue Bevölkerung eigene Traditionen, Ideen und Konzepte ins Land brachte.

Mit Texten und Bildern versucht die Ausstellung des Schlesischen Museums unter dem Titel „Schlesien nach 1945. Wege und Wandlungen einer europäischen Region“, bis zum 9. April eine Annäherung an das polnische Schlesien von heute und läßt wichtige Stationen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung Revue passieren.

Nach Kriegsende hatte Schlesien einen schweren Start. Viele Städte lagen in Trümmern; Chaos herrschte und Gewalt ging um. Die Vertreibung der Deutschen riß Lücken, die kaum zu schließen waren. Der neuen

Bevölkerung blieb das Land lange fremd. Ein diktatorisches Regime behinderte jede freie gesellschaftliche Entwicklung. In den Jahrzehnten der Volksrepublik hat sich Schlesien fest in den polnischen Staat integriert. Phasen des „Tauwetters“ und Wellen der Modernisierung wechselten mit bleiernen Jahren der Stagnation und verschärfter Repression. Schon in den 1970er Jahren zeichnete sich eine neue Entwicklung ab. Schlesien profitierte in besonderem Maße von den Wirtschaftsreformen der Ära Gierek. Zugleich wuchs die Distanz zwischen dem kommunistischen Staat und einer immer selbstbewußteren Gesellschaft mit ihren örtlich und regional fest verankerten oppositionellen Milieus. Seit 1989 hat Schlesien eine stürmische Entwicklung durchlaufen. Heute gehört es zu den wohlhabendsten und am besten entwickelten Regionen in Polen mit einer wichtigen Rolle im neuen Europa.

Die Ausstellung richtet einen Blick von außen auf das Land und wendet sich dabei an ein Publikum in Deutschland, wo sich viele mit Schlesien verbunden fühlen. Es ist ein Versuch, sich das Schlesien von heute – das vertraute, fremd gewordene Land – besser verständlich zu machen. (KK)

*Nicht zum Anfassen  
– selbst aber hat er  
mehr angefaßt und  
vollbracht, als man  
gemeinhin weiß:  
Papst Johannes  
Paul II. in Breslau*  
Bild aus der  
Ausstellung



## Dreimal im Monat ein Erfolgserlebnis

Wie ich zum Ostdeutschen Kulturrat kam

*Er hat die „Kulturpolitische Korrespondenz“ geprägt – und hört nicht auf, sie zu prägen, das wissen unsere Leser. Auf sein Lebensalter können sie aus seiner rastlosen Tätigkeit am allerwenigsten schließen, es ist auch von keinerlei Bedeutung, wenn Jörg Bernhard Bilke hier auf die ihm eigene Art seinen 75. Geburtstag feiert.*

Daß es irgendwo in Bonn eine Stiftung Ostdeutscher Kulturrat gab, wo dreimal im Monat ein Pressedienst erschien, die „Kulturpolitische Korrespondenz“, das erfuhr ich im Sommer 1977, als ich bei der Tageszeitung „Die Welt“ als Kulturredakteur arbeitete. Wir suchten täglich Nachrichten für das einspaltige „Journal“ am rechten Rand der Kulturseite, für das ich verantwortlich war, und eines Tages legte mir ein Redaktionskollege die „Kulturpolitische Korrespondenz“, „KK“, wie Eingeweihte sie nannten, auf den Schreibtisch und meinte, da fände ich immer etwas.

Im November 1977 fuhr ich dienstlich nach Lüneburg, um an einer Festveranstaltung zum 25. Geburtstag der Ost-Akademie teilzunehmen, wo ich im Jahr zuvor gearbeitet hatte. Irgendwann während der Feier trat ein kleiner, agiler weißhaariger Herr auf mich zu und fragte mich, ob ich nicht beim Ostdeutschen Kulturrat in Bonn arbeiten wolle, dort werde für ein Vierteljahr ein Redakteur gesucht, der die Manuskripte bearbeiten für den Sammelband „Aus Trümmern wurden Fundamente“ solle.

Peter Nasarski (1914–2001), so hieß der freundliche Herr, stammte aus der westpolnischen Stadt Lodz, sprach fließend Polnisch und redigierte in der Bonner Kaiserstraße 113 die „Kulturpolitische Korrespondenz“. Einen Geschäftsführer gab es damals nicht, so daß Peter Nasarski die Stiftung auch nach außen vertrat. In der ersten Arbeitswoche im April 1978 schickte er mich dann auch zu Professor Hans-Joachim von Merkatz, einem 1905 im pommerschen Stargard geborenen CDU-Politiker, dem



Bild: Archiv

ehemaligen Bundesvertriebenenminister, der seit 1961 OKR-Präsident war und im beschaulichen Bad Godesberg wohnte. Er war ein für die OKR-Mitarbeiter recht angenehmer Präsident, weil er nur zweimal im Jahr erschien, uns alle reihum begrüßte und wieder verschwand. Dr. Herbert Hupka hingegen, der von 1982 bis 1999 als OKR-Präsident amtierte, hielt es für seine Pflicht, seine Mitarbeiter jeden Tag zu besuchen. Er wohnte auch gleich um die Ecke, in der Lessingstraße jenseits des Bahnübergangs an der Kaiserstraße, und war in spätestens zehn Minuten „vor Ort“.

Damals, im Sommer 1978, wäre ich gerne



beim Ostdeutschen Kulturrat geblieben, mußte allerdings noch mehrere Umwege, erst einmal über Inter Nationes, dann über die Ost-Akademie in Lüneburg und die Bundeszentrale für politische Bildung abschreiten. Aber ich schrieb immer noch Artikel für die „Kulturpolitische Korrespondenz“, deren Chefredakteur inzwischen der Ostpreuße Dr. Gerhard von Glinski (1936–2005) geworden war. Er war von der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ gekommen, die aber 1980 mit der in Stuttgart ansässigen Wochenzeitung „Christ und Welt“ fusioniert hatte, worauf die Hälfte der Redakteure entlassen worden war. Gerhard von Glinski, der seine Dissertation über seine Heimatstadt Königsberg geschrieben hatte, war Experte für deutsche Außenpolitik und wartete nur darauf, zum „Rheinischen Merkur“ zurückgerufen zu werden, was dann 1982 auch geschah.

So wurde im Sommer die Stelle des Chefredakteurs der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ ausgeschrieben. Im Herbst wurden fünf Bewerber in den Ostdeutschen Kulturrat in die Kaiserstraße 113 zum Vorstellungsgespräch mit dem Vorstand eingeladen, darunter auch ich. Ich war der jüngste Bewerber in diesem Kreis und hatte den unschätzbaren Vorteil, vor über vier Jahren schon einmal ein Vierteljahr beim Ostdeutschen Kulturrat gearbeitet zu haben, ich kannte den Geschäftsführer, ich kannte die Mannschaft und die Anforderungen, außerdem wohnte ich bereits in Bonn.

Im November 1982 wurde auf der OKR-Jahrestagung in Lübeck der CDU-Bundestagsabgeordnete Herbert Hupka zum neuen OKR-Präsidenten gewählt. Peter Nasarski redete Herbert Hupka, den ich schon 1980 auf einer Tagung in der Eifel kennengelernt

hatte, zu, mich als Chefredakteur einzustellen, ich sei jung und sprühe vor Ideen, wie man das Thema „Ostdeutschland“ in der Öffentlichkeit präsentieren könne. Ich war damals 45 Jahre alt und der ständigen Umzüge in Deutschland müde, ich suchte eine feste Stelle.

Im Dezember schließlich kam ein Anruf von Peter Nasarski, der wissen wollte, was ich denn so vom Ostdeutschen Kulturrat hörte. Nichts, war meine Antwort. Da machte er eine Pause und sagte dann, ich sei zum Chefredakteur berufen worden, er habe es von Werner Bader erfahren, der im Vorstand sitze. Nach dieser frohen Botschaft vergingen wiederum einige Tage, bis OKR-Geschäftsführer Hans-Günther Parplies bei mir anrief und mich in die Kaiserstraße bestellte. Dort erschien auch Herbert Hupka und erklärte mir, der Vorstand habe sich für mich entschieden, am Montag, dem 3. Januar 1983, sei mein erster Arbeitstag.

Vor mir lag das weite Land des Deutschen Ostens, für mich ein unerforschtes Gelände, mit den unendlich reichen Geschichts- und Kulturlandschaften Schlesiens, Ostpreußen, Pommern, Ost-Brandenburg, dem Sudetenland, den deutschen Siedlungsgebiete im Baltikum, in Ungarn und Rumänien, in Polen und Rußland. Die Arbeit begeisterte mich zunehmend. Alle zehn Tage erschien die „Kulturpolitische Korrespondenz“, die in Köln gedruckt wurde, so dass die Redaktion, in der neben mir noch Franz Heinz, der aus dem rumänischen Banat stammte, und Edda Malzahn arbeiteten, dreimal im Monat ein Erfolgserlebnis hatte. Es war eine herrliche Zeit, von der ich noch heute zehre! Ich blieb mehr als 17 Jahre dort, bis ich Rentner wurde und wegzog aus Bonn.

*Jörg Bernhard Bilke (KK)*

## **Bücher, Medien, Veranstaltungen**

### **Seelenverwandtschaft braucht keine Verwandtschaftsbeziehungen**

*Hermann Pölking: Ostpreussen (sic!) – Biographie einer Provinz. bebraverlag, Berlin-Brandenburg 2011, 927 S., 29,95 Euro.*

Dieser Stoff ist dem Autor offensichtlich über den Kopf gewachsen. So mußten die über 30 Seiten Anmerkungen ganz klein und hintereinander weg gedruckt werden, und selbst sie wurden noch mit Photos bestückt. Der Lesbarkeit dieses nützlichen wie schönen Buches hätte ein größerer Schriftgrad gut getan. Der Leser nimmt den kleinen Druck jedoch in Kauf, freut sich, welche Anziehungskraft Deutschlands einst östlichste Provinz weiterhin hat, und genießt ein flüchtig geschriebenes, durch viele Fotos angereichertes Buch.

Wem Ostpreußen fremd ist, der erfährt viel über ein „Land, das ferne leuchtet“, den Ostpreußen erfaßt das Heimweh schon bei den das Werk einleitenden Zitaten von Lovis Corinth, Siegfried Lenz, Marie Luise Kaschnitz, Paul Fechter, Max Fürst, Thomas Mann und Immanuel Birnbaum, dem späteren stellvertretenden Chefredakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Hermann Pölking, geboren 1954 in Bremen und ohne verwandtschaftliche Beziehungen zu Ostpreußen, über sein in drei Jahren entstandenes dickleibiges Opus: „Dieser Rückblick ist nicht sentimental. Er will wenig Bekanntes und Vergessenes in der Geschichte verorten, durch Nachrichten, aus Zeugnissen und Erinnerungen – damit Ostpreußen unvergessener Teil der deutschen Geschichte bleibt.“

Schon eins der ersten Kapitel, das über das Ermland, „die katholische Enklave in prote-

stantischer Umgebung“, zeigt, daß Pölking mit der neuesten Literatur und Forschung gut vertraut ist, allerdings erwähnt er nicht, wie über diesen Glauben die ehemaligen deutschen und heutigen polnischen Ermländer zusammengefunden haben. Der bisherige deutsche Visitator der Ermländer, Lothar Schlegel, ist Ehrendomherr in Frauenburg/Frombork, und die polnischen Bischöfe sind gern gesehene Zelebranten und Prediger bei Treffen in Deutschland. Hinreichend gewürdigt wird der letzte deutsche Bischof Maximilian Kaller, über dessen von deutschen wie polnischen Bischöfen gemeinsam angestregten Seligsprechungsprozeß Pölking allerdings nichts zu wissen scheint.

Vor allem beim Kapitel über den Deutschen Orden wird deutlich, daß der Autor auf eigene wissenschaftliche Recherchen verzichtet hat und sich auf Sekundärliteratur stützt. Er beruft sich mehrfach auf die Veröffentlichungen des Historikers Hartmut Boockmann.

Gegliedert ist das Buch in sieben große Abschnitte mit zahlreichen griffigen Unterkapiteln: Panorama einer Provinz, Vom Stammesland zur Provinz, Die Provinz im Kaiserreich, Königsberger Republik, Ostpreußen im Nationalsozialismus, Ostpreußen im Zweiten Weltkrieg, Das Ende einer Provinz.

Unter der Überschrift „Chitler kaputt“ versucht Pölking sich in die Gemütslage von Sowjetsoldaten zu versetzen. „Die Rote Armee kommt nicht als Befreierin, sie führt das Schwert der Vergeltung.“ Die Ostpreußen „haben eine Vernichtungssorgie erlebt, wie sie noch kein zivilisierter Landstrich hat über sich ergehen lassen müssen“. Zu stark verallgemeinert ist allerdings die Behauptung: „Die große Mehrheit der Deutschen macht

sich in den Jahren zwischen 1933 und 1945 an den Verbrechen des Nationalsozialismus mitschuldig.“ Übertrieben ist auch die Kapitelüberschrift „Hochburg des Nationalsozialismus“. Im Text heißt es dann, daß Ostpreußen im Jahre 1935 mit 3,7 Prozent Parteigenossen dem Reichsdurchschnitt entsprach. Inkonsequent ist der Autor bei der Schreibweise: Im Titel heißt es Ostpreussen, schon im Inhaltsverzeichnis und noch mehr im Text steht Ostpreußen.

Gesamteindruck dieser mit Herzblut und Detailkenntnis verfaßten „Biographie einer Provinz“: Sie bleibt ein ebenso faszinierendes wie lehrreiches Buch, bei dem man über einige Formulierungen des Autors streiten kann. Der Rezensent jedenfalls hat manches dazugelernt.

*Norbert Matern (KK)*

## Der „unendlich Zarte“ an den „muldigsten Stellen“

*Rainer Maria Rilke: Briefe von Gut Böckel. 24. Juli – 2. Oktober 1917. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Theo Neteler. Pendragon Verlag, Bielefeld 2011, 256 Seiten, 19,90 Euro*

*Rainer Maria Rilke: Briefe an Hertha König 1914 – 1921. Herausgegeben von Theo Neteler. Pendragon Verlag, Bielefeld 2009, 192 Seiten, 16,90 Euro*

Schriftsteller früherer Zeiten waren emsige Briefschreiber, und Rainer Maria Rilke einer der emsigsten. Es handelt sich beim ersten Band um Briefe, die er vom 24. Juli bis zum 2. Oktober 1917 von Gut Böckel geschrieben hat. Das Gut liegt in Ostwestfalen, hart an der Grenze zu Niedersachsen. Die nächste größere Stadt ist Bünde.

Rilke war dort hingefahren auf Einladung der Besitzerin Hertha König. Sie hatten sich 1910 im Haus des Verlegers S. Fischer kennengelernt. Sie blieben in Kontakt, sahen sich aber nicht sehr oft, weil Rilke damals viel in Frankreich weilte. Eine Zeitlang war er Sekretär bei Auguste Rodin. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bedeutete für ihn im doppelten Sinn eine Katastrophe. Zum einen konnte er nicht mehr nach Frankreich zurück, überdies mußte er zum Militär. Nach einem Zusammenbruch wurde er dann auch aus dem Militärdienst entlassen. Zunächst konnte er jedoch nach München gehen und war zunächst Gast in Hertha Königs Wohnung in der Widenmayerstraße.

Eine Einladung nach Gut Böckel war nichts Ungewöhnliches für die Gutsbesitzerin. Als Enkelin eines Zuckerbarons aus der Ukraine verfügte sie über ebensoviel Gastfreundschaft wie Geld. Ihr Großvater Leopold König war im Alter nach Bonn gezogen und hatte sich in der Villa Hammerschmidt, in der nach dem Zweiten Weltkrieg die Bundespräsidenten residieren sollten, niedergelassen. Rilke war nicht der einzige, der von ihr unterstützt wurde.

Im Sommer 1917 nun also kommt Rilke nach Ostwestfalen. In den 70 Tagen, die er sich dort aufhält, schreibt er 50 Briefe. Zumindest sind so viele erhalten. Im Grunde hält der Leser hier ein Tagebuch Rilkes in Händen. Wie sehr Hertha König ihren Gast schätzte, kann man schon daran erkennen, daß sie ihm eine Zimmerflucht herrichtete. „Ob der unendlich Zarte, Empfindsame sich behaglich fühlen würde auf unserem niedergelegenen Gutshof mit seinem schwerfälligen Dasein, zumal in der besonderen Verdunkelung jenes vorletzten Kriegsjahres?“ fragte sich die Gastgeberin besorgt. Die Stimmung des Zarten traf sie recht genau. In den ersten Briefen, in denen er die Lage des Guts beschreibt, heißt es: „... das hiesige Klima ist nicht so ohne weiteres hinzunehmen, besonders wenn man in eine Zeit schwerer Niederschläge kommt und in einem der alten Wasser-Schlößchen wohnt, die an den

muldigsten Stellen der Landschaft gelegen, hinter ihren Wassergräben fast schon wie Aquarien eingerichtet sind: Verhältnisse, die sowohl für mein Gemüth, als auch für meine Leistungsfähigkeit nicht gerade die günstigsten sind.“ (Brief an Alexander Fürst von Dietrichseins-Mensdorff) Diese äußeren Bedingungen trugen nicht dazu bei, Rilkes Depressionen zu mildern. Doch die Atmosphäre im Haus war um so herzlicher. Täglich bekam der Dichter von der Dichterin frische Blumen ins Zimmer gestellt.

Neben den vielen Briefen schreibt Rilke Gedichte aus seinen Tagebüchern ab, um diese handschriftlichen Seiten Freunden und Bekannten zu verehren. Außerdem beschäftigt er sich mit der Übertragung der Gedichte Michelangelos. Man darf sich das alles allerdings nicht als allzu aktiv vorstellen, in den Briefen scheint immer wieder sein Entsetzen über den andauernden Krieg ebenso durch wie seine in diesem Umstand wurzelnde Arbeitshemmung: „Immer mehr gewahr ich, wie weit ich, in meiner Abgeschiedenheit doch davon abhängig war, in einer irgendwie gleichbewegten bauenden und strebenden Welt zu stehn: denn nun, in einer maaßlos zerstörenden, scheint mir nichts sinnloser, als, einzeln, die Gegenbewegung des Hervorbringenden zu versuchen, die ja viel zu rein, zu arglos ist, um als Widerspruch gedacht zu werden.“ (Brief an Eva Cassirer) Oder an Jacob von Uexküll: „... schreiben heißt jetzt nicht fließen für mich, übergehen –, sondern vom erstarrtesten Gemüt irgend einen Splitter abschlagen“.

Trotz dieser Depressionen läßt er sich aber auch gern ablenken, folgt den Vorschlägen der Gastgeberin. So werden also, wenn auch nicht allzu häufig, Nachbarn besucht, man geht Pilze sammeln, man liest sich abends vor. Seine Stimmung bessert sich ein wenig, als sich auch das Wetter bessert, doch die Erlösung ist auch das nicht.

Die Ursache dafür lag vielleicht noch ein wenig tiefer. Deutlich wird das in der Sammlung der Briefe an Hertha König. Er schrieb

der Mäzenin von 1914 bis 1921. Auffallend häufig bedankt er sich für Überweisungen, für Lebensmittelpakete. Immer wieder fragt er an wegen unterschiedlichster Probleme, die Hilfe kommt prompt, aber dezent. Es ist ein ewiger Kampf um geeignete Wohnungen, um standesgemäße Haushaltsführung – es geht auch im größten Geldmangel nicht ohne Haushälterin, selbst wenn sie nicht kochen kann! –, immer müssen bestimmte Möbelstücke zur Ausstattung der jeweiligen Wohnung besorgt werden.

So am 10. März 1918: „Bei Pössenbacher sah ich gestern, allerdings nur von der Straße aus, einen sehr geeigneten Schreibtischsessel; ob wir ihn nicht gelegentlich zusammen ansehen könnten?“ Drei Tage später schreibt er: „Unsere Brief haben sich gekreuzt. Sie geben mir freudige Nachrichten vom Zusammenkommen meiner künftigen Umwelt, dass ich einen Augenblick selbst ganz zuversichtlich davon wurde. Am selben Tag hat mir auch die Bank eine Einzahlung angezeigt.“ Und weiter unten im Brief heißt es: „Ich melde mich einen der nächsten Tage am Telephon, sage mich dann zu Tische an und wir verabreden gleichzeitig die Besichtigung des Sessels bei Pössenbacher.“

Doch der Elan erlahmt, wenn es um seine Schreibe geht. Weder München noch Gut Böckel konnten ihm die Erlösung bringen. Er findet sie 1922 in der Schweiz, wo er auch 1926 stirbt. Den Kontakt zu seiner Mäzenin hatte er 1921 abgebrochen.

Es ist dem Pendragon Verlag in Bielefeld zu verdanken, daß er das Andenken an die großartige Mäzenin Hertha König aufrecht erhält. Seit 1994 gibt es eine Hertha-König-Gesellschaft, seit 2004 vergibt sie im Zweijahresrhythmus einen nach ihr benannten Literaturpreis, geteilt in einen Haupt- und einen Förderpreis. Preisträgerinnen sind z.B. Alissa Walser (dieses Jahr) und Jenny Erpenbeck (vor zwei Jahren).

*Ulrich Schmidt (KK)*

## Was recyceln auf ungarndeutsch heißt

*Ellen Tichy (Hrsg.): Minderheiten und Medien. Die Repräsentanz der ungarndeutschen Minderheit in den Medien. Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2010, 2010 S., 78 Euro*

Diese Sammlung mit mehreren wissenschaftlichen und allgemeineren Beiträgen behandelt die Nischenmedien, wie die ungarndeutschen Medien in Ungarn bezeichnet werden. Dabei sind die Beiträge ganz unterschiedlich, einige gehen ins Detail, wie etwa das Interview mit dem Leiter des Lenau-Hauses in Fünfkirchen/Pécs, Johann Habel, einige behandeln allgemeine Überblickfragen, wie etwa der Beitrag von Péter Kappel und Attila Németh, „Sprache und Sprachgebrauch der Ungarndeutschen“, andere werden ganz persönlich, wie Alma Dreyer, die eine ganze „Familien(sprach)geschichte“ nacherzählt, oder gehen gar ins Literarische wie Eszter Propszts über „Das ungarndeutsche Dorf im Medium der Literatur“.

Interessant und aufschlußreich wirkt die Sammlung allemal, denn da wird nicht nur die Geschichte der Ungarndeutschen kurz dargestellt und über die Zweisprachigkeit verhandelt, sondern da werden auch und vor allem die ungarndeutschen Medien vorgestellt. Das geht von den Zeitungen, und zwar der Budapester „Neuen Zeitung“, über die Fernseh- und Rundfunkangebote „Unser Bildschirm – das Programm des Ungarischen Fernsehens für die Ungarndeutschen“ (Eva Gerner) bzw. „MR4 – Wir sprechen Ihre Sprache!“ (Krisztián Edei) bis zum Internet. Dabei kommt zutage, daß die „Minderheitenmedien (...) ein bedeutender Faktor kollektiver Identitätsstiftung (sind). Sie tragen zur Etablierung eines Wir-Gefühls bzw. Zusammengehörigkeitsgefühls bei. (...) Darüber hinaus erfüllen sie eine wichtige Funktion als Brücke zum jeweiligen Herkunftsland.“ Die Nutzung dieser Medien ist sehr unterschied-

lich, das Internet steht an erster Stelle, danach kommt das Fernsehen und schließlich die Zeitungen und die Radiosendungen. Zumindest die Befragten äußern den Anspruch, daß die Minderheitenmedien das ungarndeutsche Kulturgut tradieren.

Interessant auch der Begriff für die ausgewanderten Ungarndeutschen, die zu Deutschen „recycled“ werden; fragt sich nur, wie deren Medien dann in der Bundesrepublik genannt werden.

*Edith Ottschofski (KK)*

## Ein Jubiläum und eine „vereitelte Anwerbung“

*Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas. Im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. an der LMU München herausgegeben von Peter Motzan und Anton Schwob. 6 (60) Jahrgang 2011, Heft 4, Einzelheft 6,15 Euro zzgl. Versandkosten*

Mitte vorigen Jahres beging das Südostdeutsche Kulturwerk e.V. (SOKW) sein 60-jähriges und das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS), das aus dem SOKW hervorgegangen ist, sein 10jähriges Jubiläum. Dieses Heft thematisiert in seiner Rubrik „Das aktuelle Thema“ das Ereignis mit einschlägigen Redebeiträgen.

Einen Beleg für die thematische Brisanz und wissenschaftliche Brillanz der Arbeit des Instituts liefert der „Spiegelungen“-Aufsatz „Die vereitelte Anwerbung Alfred Margul-Sperbers als Informant des rumänischen Geheimdienstes Securitate im operativen Vorgang Hermine Pilder-Klein“ von Peter

Motzan, der zu dem zeit- und literaturgeschichtlichen Thema auch auf der Jubiläumstagung referiert hat. Für den bekannten Germanisten und stellvertretenden IKGS-Direktor war es offiziell sein letzter Arbeitstag. Die „Spiegelungen“ wird Peter Motzan als Mit-herausgeber und in der redaktionellen Tätigkeit weiterhin unterstützen, so u. a. in der Rubrik „Literarische Texte“, für die er diesmal von Anke Pfeifer übersetzte Prosa des Rumänen Constantin Abaluta, Gedichte des Banaters Horst Samson und der jungen Ungarndeutschen Angela Korb ausgewählt hat. Aus dem im IKGS in Vorbereitung befindlichen Lexikon deutschsprachiger Autorinnen und Autoren aus Südosteuropa werden vom Literaturhistoriker Klaus Werner drei aus der Bukowina stammende Autoren vorgestellt. Passend zur Beschäftigung mit diesen Vertretern einer ungewöhnlichen literarischen Landschaft Südosteuropas plädiert ein Essay von Martin A. Hainz für eine neues Nachdenken über Czernowitz als Stadt gelebter bzw. intendierter Multikulturalität. Dem 200. Geburtstag von Franz Liszt (1811–1886) ist der vom Musikwissenschaftler Franz Metz verfasste Aufsatz „Der ‚König des Klaviers‘ auf großer Tournee“ gewidmet. Nachvollzogen wird die „letzte und längste Konzertreise seiner Virtuosenlaufbahn“, die den 35-Jährigen von Ungarn aus über Temeswar, Lugosch, Arad, Hermannstadt, Klausenburg, Bukarest, Kiew und Czernowitz bis Konstantinopel führte. In der Rubrik „Geschichte und Gegenwart“ bietet der Publizist Stefan Teppert mit seinem Beitrag „Die donauschwäbische Siedlung Entre Rios in Brasilien“ eine überaus lesenswerte Dokumentation.

Im Rezensionsteil des Heftes wird eine Reihe beachtenswerter Neuerscheinungen zur Literatur und Geschichte Südosteuropas besprochen – Lyrik von Dieter Schlesak und Edith Ottsofski, Prosa von Hans Bergel,

Bettina Schuller, Marica Bodrožić und Dan Lungu, ein Studienband über Immanuel Weißglas, Erinnerungen Edith Silbermanns an Paul Celan, eine Hans-Bergel-Monographie Renate Windisch-Middendorfs, Anton-Joseph Ilks Dissertation über die mythische Erzählwelt der Zipser im Wassertal sowie Bücher zur Geschichte der Donauschwaben (1918–1945), zur Rolle des serbischen Staatsmodells (1918–1929) und über Osteuropa nach der politischen Wende 1989.

(KK)

## Ein Empfang zur Feier empfangenen Wissens

Die Reihe der jährlichen Seminare in Liepāja/Libau – Deutschbaltische Literatur, Deutschbaltische Kunst, Deutschbaltische Musik, Baltische Geschichte, Nationalbewegungen im Baltikum, Kirchengeschichte im Baltikum, Bildungsgeschichte im Baltikum und Baltische Wissenschaftler im westlichen Exil nach 1945 – wird fortgesetzt. Die Seminare waren ursprünglich für angehende lettische Deutschlehrer (Studenten) gedacht, die in der Regel sehr wenig über die Geschichte ihres eigenen Landes wissen. Vielen ist auch unbekannt, daß Deutsche fast 800 Jahre im Baltikum (Lettland und Estland) gesiedelt, gelebt und das Baltikum stark beeinflusst haben.

In diesem Jahr, im 10. Jubiläumsjahr, sind ehemalige Studenten gebeten worden, als Referenten aufzutreten und über ihre wissenschaftlichen Arbeiten oder Promotionen zu berichten, die sich mit dem Baltikum befassen. Mit einem Festvortrag und anschließendem Empfang wird das 10. Seminar festlich in der Universität Liepāja/Libau begangen.

*Babette von Sass (KK)*

## Literatur und Kunst

### Reise in eine Welt, die es nicht mehr gibt

Oder doch? Auf der Suche im winterlichen Masuren

In Berlin ist unsere kleine Reisegruppe vollständig. Die meisten sind schon seit Mittag aus dem Süden Deutschlands unterwegs, und zu acht durchqueren wir nun nach einem kurzen Abendimbiß Berlin auf der alten Reichsstraße 1, die früher von Aachen nach Königsberg führte, und gratulieren Friedrich dem Großen Unter den Linden noch zum 300. Geburtstag, ehe wir weiterfahren. Über Frankfurt an der Oder, Posen (Poznan) und Gnesen (Gniezno) erreichen wir gegen vier Uhr morgens Thorn (Torun), dessen Weichbild jenseits der Weichsel wie ein nächtlicher Merianstich herüberleuchtet.

Wir durchstreifen die weihnachtlich illuminierte Altstadt – in Polen reicht die Weihnachtszeit bis Mariae Lichtmeß am 2. Februar –, erweisen Nikolaus Kopernikus (geb.

1473 in Thorn, gest. 1543 in Frauenburg/Frombork) vor dem Altstädtischen Rathaus unsere Reverenz und sehen Eisschollen auf der Weichsel treiben. Zu unserer Überraschung ist die Stadt in dieser Frühe des Sonntagmorgens bei eisiger Temperatur belebt: Jugendliche und junge Paare wechseln pelzvermummt von einer Disco in die andere – Studentenleben in der polnischen Universitätsstadt.

Um acht Uhr erreichen wir Neidenburg (Nidzica), die südlichste Stadt des alten Ostpreußen, wo uns an der Ordensburg (seit 1266/68) eine Delegation der Deutschen Volksgruppe erwartet. Wir besichtigen die mächtige, das weite Land beherrschende Burganlage, das historische Museum der Burg und besuchen das Denkmal der Fami-



*Die Fahrbahn haben zwar Autoreifen geprägt, aber die masurische Alleenlandschaft sieht immer noch aus wie vor deren Erfindung*  
Bilder: der Autor

lie Gregorovius, deren bekanntester Sohn Ferdinand (geb. 1821 in Neidenburg, gest. 1891 in München) mit seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ nicht nur einen bis heute bedeutsamen Klassiker verfaßt hat, sondern auch zum Ehrenbürger der Stadt Rom wurde.

Inzwischen liegt die Temperatur bei zwanzig Grad unter Null, und wir freuen uns über das Frühstück, zu dem wir in die backstein-gotische Gaststätte der Ordensburg eingeladen werden. Weiter geht es über Passenheim (Pasym), wo wir die malerisch gelegene Kirche mit ihrem behelmteten Turm jenseits des zugefrorenen Sees fotografieren, nach Sorquitten (Sorkwity). Von dort sind es nur noch wenige Kilometer nach Süden zum Gutshaus in Heinrichshöfen (Jedrychowo), unserem masurischen Winterquartier für die nächsten Tage. Von Regensburg bis hierher haben wir mit allen notwendigen Pausen 24 Stunden gebraucht – so weit ist es von Deutschland nach Ostpreußen.

Wir haben Glück mit dem Wetter. Die Tage beginnen eine Stunde früher als im Westen. Sie sind klar. Vom wolkenlosen Himmel verbreitet die Sonne morgens und abends einen Zauberglanz mit glühendem Abend- und Morgenrot. Tagsüber gleißt das Licht auf den unendlich weiten Schneefeldern und vereisten Seen, über denen nachts ein schwarzer, sternensüßer Himmel steht, der uns westlichen Städtern schon lange abhanden gekommen ist. Diese Licht- und Nachterlebnisse sind treue, bereichernde Begleiter auf unserer Winterreise. Vieles kann man natürlich auch im Sommer machen, wenn einem der Massentourismus nicht zu viel wird. Jetzt ist das Land menschenleer. Wo immer wir hinkommen, sind wir allein; für Begegnungen und Bewirtungen sind wir angemeldet.

Wir besuchen die Wolfsschanze bei Rastenburg (Ketrzyn). Es ist bedrückend, die schneebedeckten Trümmer dieser einstigen Befehlszentrale zu sehen, und gespenstisch, sich vorzustellen, daß der Diktator drei Jah-

re hier verbracht hat, also auch drei Winter, um seine verbrecherischen Vernichtungsfeldzüge zu dirigieren. Auf Polnisch und Deutsch wird des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus und des Attentats von Claus Schenk Graf von Stauffenberg gedacht.

Das nahegelegene Schloß Steinort hat in den letzten dreißig Jahren, seit ich zum letzten Mal hier war, nichts von seiner Trostlosigkeit eingebüßt. Tafeln deuten darauf hin, daß nun wohl doch irgendwann etwas mit dieser Ruine geschehen soll. Der letzte Besitzer Heinrich von Lehndorff wurde nach dem 20. Juli 1944 von Hitlers Schergen ermordet. Ribbentrop hatte einen Flügel des Schlosses als standesgemäßen Wohnsitz für sich requiriert, um sich nicht der ständigen Nähe des Führers in der Wolfsschanze aussetzen zu müssen.

Um die Situation der verschiedenen Gruppen der deutschen Minderheit im südlichen Ostpreußen zu durchschauen, reicht die Zeit nicht. Nach Neidenburg treffen wir im Kopernikus-Haus in Allenstein (Olsztyn) auf die beiden vorsitzenden Damen der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit (AGDM). Die einzelnen Gruppen strahlen für sich Selbstbewußtsein und Zuversicht aus, wenngleich das Lebensalter der Gesprächspartner solchen Optimismus nicht befeuert. Jüngere Menschen sind erkennbar unterrepräsentiert. Der frühere Leiter der Marion-Dönhoff-Schule in Nikolaiken (Mikolajki) berichtet denn auch, daß die deutschen Gruppen untereinander zerstritten sind, kaum Nachwuchs haben und um die Mittel aus dem deutschen Innenministerium konkurrieren. Er selbst habe aber gute Erfahrungen mit der deutsch-polnischen Zusammenarbeit in Bischofsburg (Biskupiec) gemacht.

Die Allensteiner Gruppe überrascht uns mit einer schön gestalteten Ernst-Wiechert-Ausstellung zum 125. Geburtstag des Dichters. Wiechert ist ein Begriff in Masuren und mit über zwölf seiner inzwischen ins Polni-



*Sie leuchtet mit dem  
Schnee um die Wette:  
die Ordenskirche in  
Sehesten*



sche übersetzten Werke sicher bekannter als in Deutschland. Für Masuren ist er ein einmaliges Bindeglied zwischen Polen und Deutschen. Es gibt eine beachtliche Wiechert-Forschung, und für den 18. Mai 2012 wird ein Wiechert-Symposium in Sensburg (Mragowo) und Krutinnen (Krutyni) vorbereitet, an dem neben zahlreichen polnischen Wiechert-Forschern auch die Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG) aus Deutschland beteiligt sein wird. Verantwortlich ist Tadeusz Willan, der leitende Redakteur der hier erscheinenden „Masurenischen Storchenpost“, der wichtigsten Monatsschrift der deutschen Volksgruppe in Masuren.

Auf Ernst Wiechert treffen wir auch an seinem Geburtsort Kleinort (Pierslawek). In einem Gebäude neben dem Forsthaus, in dem der Dichter 1887 geboren wurde, ist seit kurzem ein sehr informatives Wiechert-Museum eingerichtet, wie ein Wohn- und Lehrsalon gestaltet, mit Tischen und Stühlen, damit der Besucher in den bereitliegenden Schriften und Büchern schmökern kann, zu denen auch die Mitteilungen der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft zählen.

Eine junge polnische Forstwirtin, die sich als

belesene Wiechert-Kennerin erweist, öffnet uns Wintergästen das unbeheizte Museum und geleitet uns anschließend durch den verschneiten Wald zu den Gräbern des Bruders Paul, der ersten Frau Meta und des Sohnes, oberhalb des Lissuhner Sees – ein unvergeßlicher Eindruck von Weltabgeschiedenheit.

Im nahen Peitschendorf (Piecki) besuchen wir die Gemeindebücherei, die sich den Namen Ernst-Wiechert-Bibliothek gegeben hat. Hier treffen wir nur Polen – und viele polnische Wiechert-Ausgaben. Alles ist mit Unterstützung des Braunschweiger Ernst-Wiechert-Freundeskreises sehr liebevoll eingerichtet und wird offensichtlich auch genutzt. Unser Besuch war nicht angekündigt, konnte also nicht vorbereitet werden. Ganz in der Nähe der Bücherei finden wir auf dem Dorffriedhof die gut gepflegte Grabstätte des Vaters von Ernst Wiechert. Wir erfahren ein weiteres Mal, daß der deutsche Dichter aus Masuren fest im polnischen Bewußtsein verankert ist.

Was aber wäre unsere Winterreise ohne die Gutshäuser, diese Inseln ostpreußischer Behaglichkeit am lodernden Kamin, die in dieser sibirisch anmutenden Landschaft

zahlreich anzutreffen sind. Da ist unser Gutshaus in Heinrichshöfen, heute „Hotel im Park“, in dem wir unser sehr gutes Quartier gefunden haben, allabendlich hervorragend bewirtet werden und anschließend die Tageseindrücke am Kamin besprechen oder auch in der Art eines ostpreußischen Salons Prosatexte verschiedener Autoren zu Gehör bringen.

Nicht weit entfernt liegt an einem See das Gutshaus Allmoyen (Jelmun), das vor einigen Jahren von einer engagierten Polin ersteigert und von Grund auf restauriert worden ist. Ihre Begeisterung bei der Führung durch die Salons, von denen die Bibliothek hervorzuheben ist, und den völlig neu gestalteten Keller überträgt sich auf die Besucher. Die polnisch sprechende Hausherrin wird von ihrer Tochter perfekt übersetzt, sie bewirtet uns mit selbstgebackenen Lebkuchen und Himbeeren mit Sahne in ihrem schönsten, weihnachtlich geschmückten Kaminraum. Das ganze Gutshaus hat eine von Stil und Pracht geprägte Ausstrahlung.

Ganz anders, aber nicht weniger faszinierend finden wir das Lehndorffsche Teehaus in Galkowen (Galkowo). Die polnische Adelsfamilie Potocki hat das Holzhaus aus Steinort (Stynort) in die Johannisburger Heide bei Alt-Ukta (Ukta) versetzen lassen, wo es jetzt mit drei Gästehäusern als beliebtes Ausflugsziel dient. Nach einem ausgezeichneten Essen in der urigen Wirtsstube am Kamin hören wir im Salon „Marion Dönhoff“ des Obergeschosses eine Original-Aufnahme der Journalistin mit ihrem „Ritt durch Masuren“ (1941) und die von einem unserer Winterreisenden vorgetragene „Letzte Reise in die Heimat“ (1937) von Ernst Wiechert. Solche Momente lassen erahnen, welche Schätze mit dem alten Ostpreußen untergegangen, aber – wie unsere Reise zeigt – nicht definitiv verloren sind.

Auf der Fahrt nach Eichmedien (Nakomiady) schauen wir uns die weithin sichtbare Ordenskirche in Sehesten mit ihrem vorereformatorischen Altar an, ein masurisches

Kleinod wie auch die Dorfkirche in Sorquitten, die wegen ihrer Lage am See und ihrer Innenausstattung – Altar, Kanzel und schwebender Engel mit Taufschale – weithin bekannt ist.

In Eichmedien sehen wir uns erst einmal die traditionelle Kachelofen-Manufaktur (seit 1704) an, in der nach alten ostpreußischen Vorlagen gearbeitet wird. Neben der Auftragsarbeit fertigt der polnische Unternehmer auch Modelle, Vasen und Leuchter als begehrte Souvenirs. Voller Begeisterung erläutert uns Piotr Cisah anschließend die Renovierung des an einem See in einem weiten Park gelegenen großzügigen Gutshauses, das er im Mai 2012 mit neun stilvollen Appartements einem erlesenen Publikum öffnen will. Hier entsteht ein Gutshaus im Stil der spanischen Paradores und damit ein weiterer Höhepunkt im touristischen Angebot Masurens.

Der vielen Ostpreußen bekannte Bauernhof der Familie Lange liegt in Pietzonken (Pieczonki) bei Lötzen (Gizycko), nicht weit vom Kruklinker See entfernt. In der Weihnachtsstube fühlen wir uns gleich wie zu Hause. Wie vor hundert Jahren läßt dieser gut geführte Hof noch eine Zeit erkennen, die es gar nicht mehr gibt. Vielleicht deswegen steuern Jahr für Jahr zahllose Reisebusse den Hof an, um Ostpreußen pur zu erleben. Aber aus den Erzählungen des Gutsherrn wird erkennbar, wie schwer sein Leben als Deutscher während der Jahrzehnte nach dem Krieg gewesen ist, obwohl er polnischen Militärdienst abgeleistet und lange Jahre im Kirchenvorstand der evangelischen Gemeinde in Lötzen gewirkt hat. Seine Anerkennung bei den polnischen Nachbarn hat er sich hart erkämpfen müssen.

Wir fühlen uns bei den von Frau Lange zubereiteten Königsberger Kloppen und Wildschweinbraten dennoch wie in einer anderen Welt; aber diese Welt hat aus der Perspektive der dort Lebenden ihre unabwiesbaren Härten, die sie über Jahrzehnte geprägt haben.

Auf der Rückreise steuern wir die Marienburg als letzte Station an. Vorher machen wir in Zöpel (Sople) Pause im Restaurant Dworek Sople von Matthias Nowicki. Auch hier sind wir in einem alten Gutshaus, wo wir ein herrschaftliches Ambiente erleben und mit erlesenen Spinatpiroggen bewirtet werden. Im ersten Stock finden wir eine ganze Galerie großformatiger alter Königsberger Stadtansichten, die der Hausherr dort ausstellt, weil viele Gruppen auf der Fahrt nach Königsberg hier Station machen – ein weiteres Zeichen für die Bewegung, die zum Nutzen beider in das deutsch-polnische Verhältnis gekommen ist.

Das erleben wir auch in der Marienburg. Seit über zehn Jahren stehen nun wieder die vier Hochmeister Hermann von Salza, Siegfried

von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode und Albrecht von Brandenburg-Ansbach im Burghof und legen Zeugnis dafür ab, daß die deutsch-polnische Geschichte nicht mehr durch wechselseitige Nationalismen verzerrt wird, sondern zu einer nachbarschaftlichen Normalität gefunden hat.

So kehren wir erfüllt von der europäischen Perspektive, in die auch Masuren, das Ermland und das übrige nichtrussische Ostpreußen einbezogen sind, von unserer Winterreise zurück, mit dem Wunsch, daß eines Tages auch die gegenüber Nordpolen weit zurückliegende Kaliningradska Oblast Anschluß gewinnen möge an die europäischen Standards, die uns auf dieser Reise ins ehemalige Ostpreußen so reichhaltig begegnet sind. *Klaus Weigelt (KK)*

## Auch Statuen haben ihre Schicksale

### Wie Schadows Marmorstandbild Friedrichs des Großen

*So stand er einst im Ständehaus Stettin*

Bild: der Autor



Am 24. Januar jährte sich zum 300. Mal der Geburtstag von Friedrich dem Großen, Preußens glorreichstem König, dem auch Pommern viel zu verdanken hat. Die Landsleute aus der preußischen Provinz an der Ostsee haben ihren Alten Fritz, wie der Volksmund ihn nannte, nicht vergessen. Pommerns Hauptstadt Stettin besaß in dem Marmorstandbild Friedrichs des Großen das älteste Denkmal, das zu seinem Gedächtnis erschaffen wurde, das einzige Kunstwerk dieser Art bis zur Jahrhundertfeier seiner Thronbesteigung. Hohe Verdienste bei der Verwirklichung dieses Denkmals in Stettin hatte der Staatsminister Graf Ewald Friedrich von Hertzberg. Seinem ständigen Einsatz verdankt die pommersche Metropole letztendlich die Statue des Königs.

In von Hertzbergs Aufruf hieß es mahnend: „Nachricht an das Publikum des Herzogtums Pommern! Ich halte dafür, daß die Einwoh-

ner Pommerns so schuldig als geneigt sind, ihre unauslöschliche Dankbarkeit und Verehrung für ihren großen König und Wohltäter Friedrich II. durch ein öffentliches Denkmal zu bezeugen.“

Schließlich kamen durch eine Sammlung 6000 Taler für das mit dem Bildhauer Johann Gottfried Schadow vertraglich festgelegte Honorar zusammen, und der Künstler machte sich mit viel Engagement an die bildhauerische Arbeit. Es wurde ein wahrhaft meisterliches Porträt des Monarchen. Die Originalstatue wurde mit dem Schiff von Berlin nach Stettin gebracht. Sie wurde auf einem Sockel aus schlesischem Marmor auf dem Königsplatz aufgestellt. Der Sockel trug die Inschrift: „Pommern – Friedrich dem II. – 1793“. 1877 wurde das steinerne Porträt des Preußenkönigs, da der Marmor unter den Einflüssen der Witterung sehr zu leiden hatte, durch einen Bronzeabguß ersetzt. Die Marmor-Statue fand ihren Platz in der Eingangshalle des alten Ständehauses in der Luisenstraße, in das später das Provinzialmuseum verlegt wurde.

Als im Jahre 1945 die sowjetischen Truppen sich Stettin näherten, veranlaßten die Verantwortlichen der Stadt, das wertvolle Museumsgut der Oderstadt in der Provinz in Sicherheit zu bringen. Auf Empfehlung von Bogislav von Selchow wurde der Bildhauer Otto Porath aus Wangerin dem Landeskonservator Viering vorgeschlagen und mit der Aufgabe der Evakuierung der Stettiner Kunstwerke betraut.

Das von Schadow geschaffene Marmorstandbild Friedrichs des Großen wurde schließlich, wie die Tochter des Bildhauers, Gisela Porath, der „Pommerschen Zeitung“ mitgeteilt hat, von dem Bildhauer von Rhedorfer aus München ins Hohenzollernschloß Wildenbruch ausgelagert. Dabei „standen für den Transport der Statue in die Kellergewölbe des Schlosses nur noch alte oder invalide Gutsarbeiter zur Verfügung, zu denen der bayerische Herr nur schlechten Kontakt fand. So passierte dann auch das

Mißgeschick: Beim Transport des viele Zentner schweren Standbildes über die Stein-  
treppe in den Keller stürzte die Last hinunter, wobei der Marmorkopf der Statue sich vom Rumpf löste. Herr von Rhedorfer verließ den Ort, und alle mit der Sache Befassten bangten, daß dieses Debakel in Berlin bekannt würde und als Sabotage ausgelegt werden könnte.

Daraufhin wurde Herr Porath, mein Vater, als Retter in der Not mit den weiteren Arbeiten betraut. Dieser hatte als Pommer sofort guten Kontakt zu den Leuten vom Gutshof. Alle zogen an einem Strang und brachten die beschädigte Figur zunächst in das vorgesehene Kellergewölbe. Dasselbst wurde aus Holz ein Lagergestell gefertigt, und darauf konnten Marmorkopf und Rumpf durch Steinkitt wieder verbunden werden. Nach sorgfältiger Überarbeitung war von dem Unfall absolut nichts mehr sichtbar. Alle atmeten auf.“

Als ganz Pommern von der Roten Armee besetzt worden war und Stettin von den alliierten Siegermächten polnischer Verwaltung unterstellt wurde, gelangte die beschädigte Statue des großen Preußenkönigs nach ihrer Entdeckung auf bisher unbekanntem Wege in die Hände der Polen. Sie brachten das Standbild ihres „größten politischen Widersachers“ in das Magazin des ehemaligen Landesmuseums in der Luisenstraße, wo auch die polnische Verwaltung ein Museum eingerichtet hat. Wie das beschädigte Kunstwerk von Schadow in das Magazin verbannt wurde, ist bisher unbekannt. Für uns Deutsche blieb das Schadowsche Werk aus Marmor jahrelang verschollen. Nur Gerüchte kursierten, der Alte Fritz liege im Keller des ehemaligen Landesmuseums. Tiefes Schweigen herrschte über diesen Vorgang. Bis zur Wende war das Thema „Preußenkönig“ auch in Polen ein Tabu.

Bis vor kurzem die Situation sich gründlich änderte. Wie der Feuilletonchef der Stettiner Tageszeitung „Kurier Szczecinski“, Bogdan Twardochleb, uns mitteilte, sei schon

vor einigen Jahren das Vorhaben einer Restaurierung des Denkmals von Mitarbeitern des Museums diskutiert worden. Das sei inzwischen geschehen. Mit Hilfe der Stadt Szczecin/Stettin und der Schadow-Gesellschaft aus Berlin sei das Werk erfolgreich abgeschlossen worden. Wie der Journalist weiter verlautete, habe diese Restaurierung mehr als 100 000 Euro gekostet. Das Geld sei gemeinsam aufgebracht worden.

In einer würdigen, imponierenden Feierstunde am 3. Dezember 2011 wurde Johann Gottfried Schadows großartiges Standbild des berühmten Preußenkönigs im Bode-Museum auf der Museumsinsel in Berlin aus-

gestellt. Auch der polnische Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland, Marek Prawda, nahm an dem Festakt teil, der sich zu einer deutsch-polnischen Begegnung gestaltete. Das Denkmal vom Landesmuseum in Stettin, das im Bode-Museum in Berlin wiederauferstanden ist, wird dort bis zum Ende des Jahres 2014 zu besichtigen sein. Dann soll es wieder nach Stettin zurückkehren. Ob es dort dann an einem würdigen Standort ausgestellt wird, ist noch ungewiß. Wir würden uns über eine für alle, Deutsche und Polen, sichtbare Präsenz in der Oderstadt freuen.

*Hans-Gerd Warmann (KK)*

## **Bleibende „Unterbrechung zwischen Nichts und Nichts“**

### Die 350 Gedichte der Wislawa Szymborska

Die polnische Lyrikerin, Essayistin und Übersetzerin Wislawa Szymborska ist am 1. Februar in Krakau gestorben. Szymborska wurde 1923 in Kórnik bei Posen geboren, 1931 zog ihre Familie nach Krakau, wo sie ihr ganzes Leben verbrachte. Sie debütierte als Lyrikerin 1945, 1952 erschien ihre erste Gedichtsammlung, 2008 die elfte und letzte. Ihr Werk umfaßt 350 Gedichte. Sie hat 1991 den Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main, 1996 den Literatur-Nobelpreis und

2011 die höchste polnische Auszeichnung, den Orden des Weißen Adlers, erhalten. Beinahe alle ihre lyrischen Werke wurden durch von Karl Dedecius, dem großen Literaturvermittler und langjährigen Direktor des Darmstädter Deutschen Polen-Instituts, ins Deutsche übertragen, ein Sammelband erschien in der von ihm und dem Institut bei Suhrkamp herausgegebenen Polnischen Bibliothek und eine Auswahl im Poesie-Band des siebenbändigen „Panoramas der polni-

*Von links nach  
rechts: Buch,  
Wein, Liebe,  
Wasser, Blumen, in  
und über allem die  
Poesie: die  
Dichterin und ihr  
Kollege und  
Übersetzer Karl  
Dedecius*

Bild: Manfred  
Mack



schen Literatur“. Szyborska nach der Nobelpreisverleihung: „Dies ist eine Auszeichnung für die ganze polnische Poesie. Ich teile meine Freude mit meinen Übersetzern, vor allem mit Karl Dedecius. Seine deutschen Übersetzungen haben meine Bücher in die Welt getragen.“ Dazu Karl Dedecius, den eine jahrzehntelange Freundschaft mit der Dichterin verband: „Ihr Denken ist sehr kompliziert, ihre Sprache sehr einfach.“

Jürgen P. Wallmann schrieb nach einer Lesung der Dichterin in Darmstadt: „Zusammen mit den fast gleich alten Zbigniew Herbert und Tadeusz Rozewicz gehört Wislawa Szymborska zur Trias der großen polnischen

Poeten ihrer Generation. Ihr relativ schmales Werk zählt in ihrer Heimat bereits zum klassischen Bestand der Moderne, es ist Schullektüre. Dabei steht es durchaus im Gegensatz zur Tradition der polnischen Poesie, die, ein bißchen verallgemeinernd gesagt, eher pathetisch, geschichtsbewußt, national und sehr ernst erscheint. Nichts davon bei Wislawa Szymborska. Gewiß, leichte oder leichtgewichtige Munterkeit ist auch nicht ihre Sache, eher skeptische Melancholie, die aus der Erkenntnis resultiert, daß das Leben nichts weiter ist als eine kurze Unterbrechung zwischen Nichts und Nichts.“ (KK)

## **Sich mit nichts ab-, sondern Worte dafür finden**

Wolfgang Schwarz hat es ein Leben lang versucht

Am 31. Januar ist Wolfgang Schwarz 95jährig gestorben. Wie wenige andere wurde er von Krieg und Vertreibung auf besondere Weise berührt. 1916 im oberschlesischen Tarnowitz geboren, studierte er in Breslau Philosophie, Germanistik und Archäologie. Mit 22 Jahren promovierte er zum Dr. phil. habil. und hatte eine glänzende Zukunft vor sich. Aber der Krieg änderte das.

Wolfgang Schwarz wurde Offizier beim XV. Kosaken-Kavallerie-Korps der deutschen Wehrmacht. Er wurde verwundet, kam in englische Gefangenschaft und wurde von Großbritannien an die Sowjetunion ausgeliefert. Dort verurteilte man ihn zum Tode und begnadigte ihn zu 25 Jahren Arbeitslager. 1953, nach Stalins Tod, wurde Wolfgang Schwarz amnestiert und lebte seither in Landau, Pfalz.

Er ist vielfältigen Berufen nachgegangen, war Lyriker, Dramatiker, Romancier, zeitweilig Dozent für Germanistik, Chefdramaturg, Regisseur, Redakteur, Lektor und Mitarbeiter wissenschaftlicher Kommissionen. Mehrere Jahre leitete er die Fachgruppe Schrift-

*Zeichnung, lyrisch: Porträt des Dichters von Oskar Kreibich*

Bild: der Autor



tum der Künstlergilde in Esslingen. Sein umfangreiches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem dem Schiller-Preis, der Thomas-Mann-Ehrengabe, dem Friedland-Preis der Heimkehrer, dem Pfalzpreis für Literatur, dem Stipendium der Villa Massimo, der Ehrengabe des Andreas-Gryphius-Preises, dem Erzählerpreis des Ostdeutschen Kulturrates und dem Hermann-Sinsheim-Preis für Literatur und Publizistik.

Seit 1969 war er mit der Schweizerin Erica Risch verheiratet.

Was Wolfgang Schwarz erlebt hat, war selbst in einer so turbulenten Zeit wie dem 20. Jahrhundert besonders hart, schwer und bitter. Man wird nun vermuten, daß diese Schwere und Bitternis zu einer Lebenshaltung geführt hat, in der Hoffnung, Versöhnung und Freundschaft mit den östlichen Nachbarn keinen Platz hatten. Aber Wolfgang Schwarz überraschte all diejenigen, die das vermuteten. So unwahrscheinlich, so erstaunlich es sein mag, die Schlußfolgerungen, die zu seiner Lebenshaltung geworden waren, waren anderer Art. Die Leiderfahrung hatte in ihm die Überzeugung geweckt, daß ein solches Gegeneinander sich nie wiederholen dürfe. Und da Wolfgang Schwarz nicht nur ein feinsinniger, sensibler Denker war,

sondern auch jemand, der seine Ziele verwirklichen wollte, war sein Bemühen darauf ausgerichtet, über die Gräber und Gräben hinweg ein neues Verhältnis zu den östlichen Nachbarn aufzubauen.

Über seine Hochschule Breslau schuf er erste Kontakte und versuchte, was damals nicht unbedingt dem Zeitgefühl entsprach, die Verhältnisse wie in Richtung Frankreich, so auch zu den östlichen Nachbarn neu und friedlich zu gestalten. Diese Versuche, die ja immer auch einer finanziellen Unterstützung bedürfen, fanden wenig Verständnis. Im Rahmen der Volkshochschule versuchte Wolfgang Schwarz auf bescheidene Weise Kontakte nach Polen zu knüpfen. Aber die Zeit war wohl noch nicht reif. Dennoch ließ er im Bemühen nicht nach, war häufig Gast an der Universität Breslau und versuchte das damals Mögliche. Immer bildeten Leben und Werk eine Einheit.

Sein Talent, seine geschmeidige und sensible Sprache waren auf diesem schwierigen Weg wertvolle Helfer. Gerade wenn ein solches Geschehen wie der Zweite Weltkrieg viele und schmerzlichen Narben hinterlassen hat, sind es solche Menschen und solche Versuche, die wenigstens ein kleines Licht in dunkle Jahrzehnte bringen.

*Dietmar Scholz (KK)*

## **KK-Notizbuch**

Zerstört sind sie beide, verwechselt sollten sie nicht auch noch werden: Auf dem Bild auf Seite 16 unseres letzten Heftes ist **Horst Dühring** mit seinem Modell des **Berliner Renaissance-**schlosses und nicht dem des **Königsberger** Schlosses zu sehen.

Das **Westpreußische Landesmuseum**, das seinen Sitz bis jetzt im **Wolbecker Drostehof** hatte, wird nach

der Sanierung des **Warendorfer Franziskanerklosters** dorthin **umziehen**. Bis August dieses Jahres ist es noch am alten Standort geöffnet, Mitte 2013 soll es in Warendorf neu eröffnet werden.

Das **Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsseldorf präsentiert bis zum 13. April 18 Schautafeln zur „**Polnischen Geschichte und den deutsch-**

**polnischen Beziehungen**“ in den letzten 1000 Jahren.

Bis zum 10. März stellt die **Künstler Gilde** in ihrer Esslinger Galerie am Hafemarkt unter dem Titel „Im Weidengrund und auch sonst“ Fotokunst von **Ingolf Seidel** aus.

Noch bis zum 11. März ist im **Ostpreußischen Landesmuseum** Lüneburg die

Ausstellung „Samonien und Tollmingkehmen“ zu sehen, vom 24. März bis zum 23. September stellen **Elena Steinke** und **Erhard Kalina** Arbeiten unter dem Titel „Versöhnender Schmerz“ aus.

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

---

**[www.ostdeutscher-kulturrat.de](http://www.ostdeutscher-kulturrat.de)**

---

## ***Ihr Interesse kann Interesse wecken!***

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

### **Bestellschein**

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

#### **KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ**

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen  
Europa – OKR  
Kaiserstraße 113  
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail [georgaescht@arcor.de](mailto:georgaescht@arcor.de)